

# REVOLUTION

von

Antonio Stefanelli

Wer die Zukunft gestalten will,  
muss in der Gegenwart handeln  
und Ängste und Fehler der Vergangenheit hinter sich lassen.

*Antonio Stefanelli*

## Prolog

Eines Tages sterben zu müssen war Morten Freeman bis zu diesem Moment niemals ernsthaft in den Sinn gekommen. »Wenn ihr mich freilässt, gebe ich euch Geld ... viel Geld!«, flehte er mit der hoffnungsvollen Erkenntnis, dass ihm selbiges bisher noch bei jedem Hindernis und Wunsch behilflich gewesen war.

»Wir wollen kein Geld«, erwiderte einer seiner Peiniger. Zwei weitere legten dem schwitzenden und nun am Ende seiner Kräfte und Hoffnung angekommenen Iren gerade Handschellen an. Er wollte sich dagegen wehren, schreien, doch sein Körper gehorchte ihm plötzlich nicht mehr. *Ein Serum?* Der Verdacht verirrte sich im dichten Schleier, der Freemans Bewusstsein nun umnebelte, und während sich seine Gedanken orientierungssuchend nur noch zentimeterweise vorwärtstasten konnten, setzte man ihn wie eine wehrlose Puppe auf den Boden. Aufrecht an die Wand gelehnt sah er Sekunden später etwas Unbekanntes aufblitzen. Wie in Zeitlupe bewegte es sich auf ihn zu, aber weder konnte er ihm ausweichen, noch spürte er dessen präzisen Schnitt. Erst als er mit seinen vor lauter Schweiß leicht brennenden Augen eine sich am Boden ausbreitende rote Flüssigkeit erkannte und eine Stimme in seinem Schädel sagte *Nein! Das ist keine Farbe. Das ist dein Blut*, schaute er verwundert auf, wenn auch nur kurz, dann flüchtete er wieder in die in seiner Angst erschaffene Scheinwelt zurück, in der sich das in der Realität gerade tatsächlich Geschehende surreal einfügte. Es waren blutrote, doch zugleich wundervolle Ornamente, die sich wie von Geisterhand auf die Wände des Raumes zauberten. *Sie werden ihr sicher gefallen!* Freeman kam aus dem Staunen kaum heraus, doch dann schaute er zur Zimmertür, die nur er zu sehen vermochte, und sein Blick veränderte sich ins schiere Gegenteil.

Konnte dieses Verhalten alleine daran liegen, dass sie sein Schmerzempfinden unterdrückten? Schließlich spürten die

Gestalten: Freemans unstillbare Sehnsucht nach seiner einzig wahren Leidenschaft musste erwacht sein. Und tatsächlich offenbarten sich seinem unaufhaltsam dahinschwindenden Bewusstsein bereits Erinnerungen, die ihn, wie eine lebensrettende Oase, ernsthaft glauben ließen, diesen lieblichen Genuss, der dort hinter der Tür auf ihn wartete, bald schon wieder spüren und ausleben zu dürfen. Er musste sich hierzu nur noch vom Boden erheben und wenige Schritte gehen, hinüber zu seinen Freunden, die er beim Verrichten ihrer Arbeit nun deutlich hören konnte. Doch wozu die Eile, wenn sich bereits die pure Vorfreude nicht sehr viel schlechter anfühlte und das ganze Zeremoniell so bis zum unerträglichen Maße ausdehnen ließ.

Obwohl die Gestalten alles über ihr erstes Opfer in Erfahrung gebracht hatten, wurden sie nun von derlei unstillbarem Verlangen, so kurz noch vor dem Tod, überrascht. Freeman, der sich dadurch selbst um die letzte Gnade brachte, hockte weiterhin nichts ahnend in der eigenen Blutlache. Wie ein im Sandkasten spielendes Kind tatsachte er im zwischenzeitlich mit Urin und Spuren von Kot und Schweiß durchzogenen Lebenselixier herum; verschmierte es auf Boden, Kleidung und Gesicht. Auch sonst wirkte Freeman mittlerweile harmlos, als hätte er Frieden mit sich und der ganzen Menschheit geschlossen – lediglich die immer wieder begierig aufflackernden Augen und der Speichel, der aus seinem Mundwinkeln lief, zeugten von einer inneren, alles andere als kindlichen Erregung. Doch als sich die Schleusen wieder öffneten und der erste ungehemmte Schmerzschwall sein zentrales Nervensystem erschütterte, verwandelte sich das so abwegig entspannte Gesicht explosionsartig in eine unmenschliche Fratze. Der damit verbundene Schrei, der gewaltig durch den Hals brach und sich über den weit aufgerissenen Mund gellend entlud, riss gleichsam Freemans Gedanken in die Realität zurück. Innert Sekundenbruchteilen erfasste er panisch das vergossene Blut, die Verletzung und schließlich die emotionslos

blickenden Besucher. Damit kehrten auch die Erinnerungen an die so absurd klingenden Gründe zurück (sie hatten sie ihm gleich zu Anfang ausführlich erörtert), weshalb sie gerade ihn ausgewählt hatten. Zusammen mit der gleichsam einsetzenden und markerschütternden Erkenntnis, dass die Situation wohl von Anfang an ausweglos für ihn gewesen war, setzten sie allerletzte Körperkräfte frei. Die kaum verständlichen Wortfetzen, die sich daher in die anhaltenden Schmerzlaute mischten, zeugten von Freemans zurückerlangter, drohgebärdender Missbilligung und dem für ihn so befremdlichen wie neuen Gefühl, selbst nach Gnade flehen zu müssen.

Das Ganze war und blieb ein vergeblicher Versuch. Nur wenige Sekunden später bäumte sich sein fülliger Leib ein letztes Mal zitternd auf, ehe er mit einem zischenden Schnaufgeräusch total in sich zusammensackte und erstarrte.

## Kapitel -1-

Die Luft roch nach Kaffee, wie sein Atem, der auf dem kühlen Fensterglas ein wirres Muster von Streifen und Schlieren enthüllte. Detective Anthony Smith lächelte bei der Vorstellung, ebenso einfach die unschönen Eigenschaften der Menschen aufdecken zu können, doch der Trailer für die 7.00 Uhr-Nachrichten stoppte die Bildabfolge in seinem Kopf.

Smith nippte an der Tasse und öffnete das Fenster. Die hereinströmende Luft umwehte seinen nur mit einem offenen Hemd bekleideten Oberkörper. Diesem zupackenden Gefühl entgegenwirkend und um den letzten Zipfel Nacht in seinem Körper zu verteidigen, spannte Smith (kerzengerade stehend und mit geschlossenen Augen) unweigerlich seinen Muskelapparat an, doch der ungleiche Kampf war nicht zu gewinnen. Nach dem kurzen Kälteschock öffnete er seine Augen, und das Erste, was Smiths Neugier auf sich zog, war eine halbverdorrte Fliege, die sich tänzelnd und immer wieder innehaltend auf dem rußgeschwärzten Fensterbord entlang bewegte. Sekunden später löste sich das Rätsel, als Smith unter ihr eine Ameise entdeckte. Von diesen Superkräften zutiefst beeindruckt fragte sich Smith, ob sich dieser gewaltige Einsatz für das Kollektiv am Ende überhaupt lohnen würde. Er hoffte es. Und gleichzeitig wurde ihm klar, dass wohl nur der Mensch in solch eigennützigem Kategorien dachte. *Schade eigentlich.*

Sein Blick fiel auf die Straße acht Stockwerke tiefer, die zunehmend von Fahrzeugen belebt wurde. Die üblichen Staumeldungen ignorierte Smith, weil endlich ein paar freie Tage – genauer gesagt Überstunden-Zwangsabbau – anstanden. Nichts über Mord und Totschlag sehen und hören zu müssen fühlte sich großartig an, und nicht einmal das plötzliche Ziehen in der Bauchgegend beunruhigte ihn. Das sei nur die Folge seines nervösen Magens, lautete zumindest die erleichternde Diagnose

seines Hausarztes, und Smith vertraute ihm. Auch teilte er ein paar seiner so simpel klingenden, aber deshalb nicht weniger klugen Lebensansichten – beispielsweise, dass logisches Nachdenken noch niemandem wirklich geschadet habe.

Weil Smith, im Gegensatz zu vielen Kollegen (*alles Theoretiker und Dumpfbacken!*), ohnehin nicht allzu viel von Polizeipsychologen hielt, setzte er in diesem Sinne lieber auf Eigentherapie. Einzig wenn es ganz hart kam, nahm er eine Flasche Whiskey oder Wein zu Hilfe. Dennoch war der Alkoholkonsum nie zum Problem geworden. Ganz im Gegensatz die Nachdenklichkeit, die ihn in jüngster Zeit immer wieder vereinnahmte

Bereits als Kind hatte man ihm unentwegt, aber stets erfolglos, eingebläut, nicht ständig über alles nachzudenken. Doch diese Stadt und sein Job ließen ihn die in der Ausbildungszeit eingekehrte Einsicht, dass es sich nicht immer zu denken lohne, kaum noch in die Tat umsetzen. In Wahrheit war es bereits viel schlimmer. Das war ihm bewusst. Der beruflich bedingte, zu häufige und vor allem zu intensive Blick hinter die Kulissen hatte die notwendige Denkarbeit bereits in eine Art Zwangsneurose verwandelt, die meist ohne Ankündigung kam und erst dann wieder verschwand, wenn die umherschwirrenden Gedankenfetzen allesamt wieder eingefangen, logisch richtig sortiert und fein säuberlich in den geistigen Ordnern und Schubladen abgelegt waren. Dieser vom menschlichen Gehirn zum Selbstschutz eingesetzte Mechanismus sorgte zwar dafür, nicht gänzlich den Überblick und die Kontrolle zu verlieren, dennoch blieben immer ein paar Fragmente übrig, die den Trümmerhaufen aus Wut und Enttäuschung langsam, aber sicher anwachsen ließen. Noch sah sich Smith der Gesamtsituation ausreichend gewachsen, doch spürte er von Fall zu Fall mehr, wie ihn der kräfte- und nervenraubende Kampf immer mehr in Richtung Abstumpfung oder Kapitulation drängte – was im

Grunde für ihn identisch war –, dabei hatte er sich stets geschworen, niemals die weiße Fahne zu schwenken und das Böse im Menschen bis aufs Letzte zu bekämpfen.

Obwohl Smith sonst nicht in religiösen Kategorien dachte, war er sich absolut sicher, dass die Habgier der Menschheit größtes Übel war. Sie hatte in ihrer Gesamtheit ein Monster erschaffen, das die Oberflächlichkeit liebte und alles Schwache hasste. Smith war felsenfest davon überzeugt, dass Es bald vor nichts und niemanden mehr halt machen und die Welt irgendwann ins Chaos stürzen würde – so wie ein Krebsgeschwür seinen Wirt am Ende tötete –, und dass obwohl immer mehr Menschen den niemals endenden Wirtschaftswachstum zwischenzeitlich wohl eher als eine Erfindung und Lüge der Geldgeber, Industrie und ihren Vasallen ansahen.

Aber noch hielten ja die effizienten Gegenmittel – das Schüren diverser Existenzängste und gleichzeitige Propagieren von Luxus für alle – dem lauter werdenden Protest einer immer schneller anwachsenden Gruppe der enttäuschten und vom Wohlstand ausgeschlossenen Menschen stand. Und noch sorgten vor allem die Schwächsten (unter Einsatz letzter Cents und Körperkräfte) unter ihnen dafür, den überdimensionierten Fuhrpark einer absoluten Minderheit am Laufen zu halten und diesen sogar noch stetig zu erweitern; was nicht nur Smith als den größten Treppenwitz der Geschichte ansah. Weil dabei vielerorts gleich noch die offiziell als unantastbar geltenden menschlichen Grundwerte und Grundrechte beinahe so wie lästiges Verpackungsmaterial und unbeachtete Beipackzettel in den Müll wanderten, blieb für Smith nicht mehr allzu viel Raum für Hoffnung – doch was sollte er dagegen tun? Es gehörte einfach zu seinem Job, etwas genauer hinzuschauen als der große Rest.

Der moderne Mensch hatte (wohl ebenfalls unwissentlich und ohne Absicht) also tatsächlich das sich geisterhaft selbst erhaltende Perpetuum Mobile längst erschaffen, wenn auch nicht

in technischer Hinsicht – und erst recht nicht zum Wohle der Menschheit.

Trotz allem blieb auch Smith nicht von zwiespältigen Gefühlen verschont – insbesondere dann, wenn er sich gelegentlich bei dem Wunsch ertappte, selbst zu den Vorzeige-Exemplaren der Homo Sapiens zu gehören. Vielleicht war der Mensch auch von Geburt aus dazu verdammt (völlig gleichgültig welcher Hautfarbe, Kultur oder Religion er angehörte), wenigstens einmal in seinem irdischen Dasein den Wunsch verspüren zu müssen, auf irgendeine Art und Weise als etwas Außergewöhnliches angesehen zu werden, also mit gutem Aussehen, Glück oder Geld gesegnet zu sein – oder besser noch: mit alledem zugleich!

Mit diesen Gedanken tauchten meist die gleichen Fragen auf: Wer schrieb das Drehbuch des Lebens? Seines Lebens? Wer besetzte die Rollen? Und vor allem: Wen konnte man für diese bescheidene Regieleistung verantwortlich machen?

Die zwei möglichen Schlussfolgerungen ließen ebenfalls nie lange auf sich warten, und bereits an der ersten hatte Smith schwer zu schlucken: dass jeder seines eigenen Glückes Schmied und somit selbst für alles verantwortlich war. Aber was war mit denjenigen, die es nicht schafften, weil man sie unterdrückte oder weil sie in irgendeiner Form gehandicapt waren? Smith hatte in den vergangenen Jahren unzählige solcher Menschen persönlich kennengelernt. Die zweite Variante war ihm noch unbehaglicher: dass der ganze Spuk nur vom Zufall oder Schicksal gesteuert wurde und der Einzelne in Wirklichkeit machtlos war.

Hin und wieder fragte sich Smith, weshalb er eigentlich das Psychologiestudium nach zwei Semestern abgebrochen hatte und dann zur Polizei gewechselt war, wo er, entgegen seinen ursprünglichen Hoffnungen und Absichten, noch viel weniger an den Problemen der Menschen ändern konnte und irgendwie immer zu spät kam. Vielleicht war es aber auch besser so, dass das reale Leben oft nur noch einer nicht ernstzunehmenden

Talkshow oder seichten Daily-Soap glich, bei denen haarsträubender Kitsch und einfältige Intrigen im Mittelpunkt standen. Auch wenn hin und wieder echte Tragik ins Spiel kam oder sich nahe oder ferne Katastrophen in der Welt ereigneten, waren selbst diese Dinge eine willkommene Alltagsablenkung, bei denen es letzten Endes auch nur auf die Verpackung ankam. Die moderne Form von *Brot und Spiele* schien also perfekt inszeniert. Doch wer erkannte in der eigens konsumierten rauschhaften Ablenkung schon eine ernsthafte Gefahr, bevor das künstlich geschaffene Glück ins kollektive Chaos umschwenkte.

Smith hatte reichlich Berufserfahrung und wusste deshalb genau, dass Wahrheiten bereits aus den lächerlichsten Gründen regelmäßig verdrängt oder sogar verdreht wurden. Und natürlich konnte es sich nicht jeder zur beruflichen Aufgabe machen auch unter die glänzende Oberfläche zu schauen und weit hinab in die tiefsten und dunkelsten menschlichen Abgründe zu tauchen, aus denen es selbst für gefestigte Menschen kaum mehr ein schadloses Entrinnen gab. Smith hatte so manchen Kollegen, der sich selbst als psychischen Riesen wähnte, wie morsches Geäst zu Boden fallen sehen. Das, was ihn nun beinahe täglich erwartete, war von einem Albtraum nicht wirklich zu unterscheiden. Dazu bestätigte sich ein seit Kindesbeinen andauernder Verdacht immer wieder aufs Neue: es gab so etwas wie geborene Gewinnertypen; Loser und Opfer wurden dagegen gemacht, und dies mit Sicherheit nicht nur von egoistischen, gefühlskalten Menschen, sondern von der zum Monster mutierten modernen Gesellschaft.

Wie war dies alles nur möglich, fragte sich Smith des Öfteren, zumal der allergrößte Teil der Menschheit mit Sicherheit nicht vorsätzlich schlecht handelte. Es musste also entweder am immer schneller und komplexer werdenden Zusammenleben liegen oder vielleicht sogar an Schwächen des Systems selbst, in dem sich der heutige Mensch wohl unfreiwillig und völlig naiv verfangen hatte.

Immer dann, wenn Smith auf besonders manipulierte Menschen traf, die dann, jeder Identität beraubt, orientierungslos und fehlgeleitet gegen andere oder sich selbst vorgingen, fiel ihm ein Vergleich ein: *Wenn man versucht, aus einem Kamel ein Rennpferd zu machen, hat man am Ende meist weder das eine noch das andere!* Dabei war es im Grunde genommen völlig gleichgültig, ob jemand Kamel oder Rennpferd war, weil beide ihre Daseinsberechtigung und Stärken besaßen, aber als Mischmasch – und heutzutage war sehr vieles Mischmasch – sah die Sache ganz anders aus. Selbst die Grenze zwischen Gut und Böse war bei genauerer und ehrlicher Betrachtung nicht mehr so leicht zu ziehen. Es gab zu viele Täter, die zugleich Opfer waren. Wo sollte man also das Skalpell der Gerechtigkeit ansetzen? Da war es doch viel effizienter, gleich zum großen Hammer zu greifen.

In Wahrheit gäbe es keine Lösung, und der globale Krieg um Macht und Ressourcen würde weitertoben, bis er selbst auf dem Speiseplan des Monsters stünde, glaubte Smith. Ein Herausfallen aus der vertrauten Umgebung ergab also keinen richtigen Sinn. Vielleicht fehlte ihm aber einfach nur der richtige Plan für die Zukunft oder schlichtweg der Mut, sich von Dingen und Menschen zu trennen, die ihm nicht gut taten.

Glücklicherweise war es keiner dieser Tage, um über derartige Dinge nachzudenken. Smith fühlte sich deshalb immer noch völlig entspannt. Mit erhobenem Haupt atmete er in tiefen, gleichmäßigen Zügen die frische Morgenluft. Dies gehörte zur allmorgendlichen Zeremonie, um Geist und Körper in Einklang zu bringen und um sich gegen die Widrigkeiten des Tages zu wappnen. Heute konnte er wieder einmal das volle Programm absolvieren – und dann geschah endlich, worauf Smith noch gewartet hatte: Die ersten wärmenden Lichtstrahlen, der zwischen dem Häusermeer aufgehenden Sonne, trafen auf sein Gesicht, wanderten dann langsam weiter über Hals und Brust und

durchfluteten bald den gesamten Raum bis weit in den Korridor hinein.

Die Einwohner der Stadt konnten sich kaum auf etwas so verlassen wie auf die Sonne. Sie schien jährlich 300 Tage über *El Pueblo de Nuestra Señora la Reina de Los Angeles de Poriciúncula* – so wurde L.A. einst von den ersten Siedlern majestätisch ehrwürdig und fantasievoll als *die Heilige Königin der Engel von Poriciúncula* getauft, obwohl man den Kaliforniern, und insbesondere den *Angelenos*, zwischenzeitlich eine ordentliche Portion Oberflächlichkeit nachsagte.

Die Wahrheit lag wie so oft irgendwo in der Mitte, wobei eines so sicher wie das Amen in der Kirche war: Hätte man den 44 Siedlern der Gründung um 1781 erzählt, was aus ihrer *Stadt der Engel* einmal werden würde, sie wären wohl verstört in alle vier Himmelsrichtungen geflüchtet, so als hätte sie der Teufel höchstpersönlich heimgesucht.

L.A., ein Moloch aus Asphalt und Beton, war zur zweitgrößten Stadt der USA geworden. Es war kaum verwunderlich, dass die insgesamt 15 Millionen Einwohnerseelen die Suche nach einem richtigen Stadtzentrum längst aufgegeben hatten – ganz im Gegensatz zu den jährlichen 25 Millionen Touristen. In sagenhaften sechs Millionen Kraftfahrzeugen schlängeln sie sich gemeinsam durch das gewaltige Straßennetz, das tatsächlich die zehn verkehrsreichsten Freeways und Highways Nordamerikas beinhaltet. L.A. machte dem *Land auf Rädern* also ganz besondere Ehre und hätte zwischenzeitlich ohne Übertreibung auch in *Autopia* umbenannt werden können.

Trotz dieser erschlagenden Gigantomanie konnte sich kaum jemand – auch Smith nicht – der rätselhaften Anziehung dieser Metropole gänzlich entziehen, und man mochte kaum glauben, dass lediglich Hollywood und das unbestreitbar angenehme Klima die einzigen Gründe dafür sein konnten. Es musste also noch etwas anderes geben; eine ganz spezielle Mischung aus Fiktion

und Wirklichkeit, die den meisten Menschen jedoch verborgen blieb und den Touristen sowieso – und denjenigen, die selbst die erschreckenden Zeitungsberichte und Live-Sendungen über das tagtägliche Verbrechen in den Straßen von L.A. wie fiktive Unterhaltung ansahen.

Andererseits mochte es auch gut so sein, meinte Smith, dass es dem Großteil, der ohnehin nachrichten- und unterhaltungssüchtigen Bevölkerung, völlig unmöglich war, das Ganze noch zu überblicken, geschweige denn die Zusammenhänge zu begreifen. Für seinen Geschmack gab es ohnehin schon zu viele Menschen, die ihren immer wiederkehrenden Zweifeln und Krisen erlagen und deshalb mit Sack und Pack aus diesem – oberflächlich betrachtet – neuzeitlichen Paradies flüchteten, oder sich einer der vielen Sekten und Straßengangs anschlossen, oder sich vielleicht sogar, quasi als letzte Ausfahrt, den Goldenen Schuss verpassten.

Welcher dieser Abgänge der bevorzugte in der Stadt war, darüber stritten sich selbst die Experten, doch über eines waren sich unabhängige Beobachter absolut einig: Die Traumstadt produzierte unter dem Strich mehr seelische Wracks und Möchtegerns als strahlende Sieger; völlig gleichgültig, wie beeindruckend die Sonne und der Glamour himmlischer und irdischer Stars auch versuchten alles Elend zu überstrahlen.

Die Geräusche seiner Frau erinnerten Smith daran, dass es Zeit für ihn wurde. Er schloss das Fenster. Auf dem Weg ins Bad knöpfte er das Hemd zu und schob es in die Hose. Im Türrahmen blieb er stehen und blickte stumm auf Lydia. Sie saß nur mit Höschen und BH bekleidet mit dem Rücken zu ihm vor dem Spiegel und kämmte ihre frisch gewaschenen blonden Haare, die handbreit und geschmeidig über den verlockenden Nacken fielen.

Bereits als er sie vor 15 Jahren kennengelernt hatte, hatte sie großen Wert auf ihr Äußeres gelegt, aber in L.A. artete es zum regelrechten Schönheitswahn aus. Jeden Tag verbrachte sie

mehrere Stunden mit Körperpflege, Klamotten jonglieren und Schminkeinlagen. Nachmittags ging sie mit Freundinnen mindestens zwei Stunden ins Fitnesscenter – von den Shopping-Touren und Besuchen bei diversen Friseur- und Kosmetikstudios ganz zu schweigen.

Zwar gefiel Smith das Ergebnis ihrer Anstrengungen, aber diesen übertriebenen Aufwand hatte sie definitiv nicht nötig. Doch was zählte in diesen Dingen schon seine Meinung? Smith wartete schon länger auf den Tag, an dem sie mit den ersten Schönheitsoperationen ankam.

Smiths Augen ertasteten Lydias Körper. Er wollte eigentlich nichts sagen, tat es dann aber doch – mit einem freundlichen Morgengruß, den sie nur schroff erwiderte.

Den nächsten Versuch unterbrach sie mit einem fauchenden »Was ist denn? Siehst du nicht, dass ich keine Zeit habe?« Ihr verächtlicher Blick ließ keine Zweifel offen.

»Doch«, erwiderte Smith gelassen, »aber ich wollte dich nur daran erinnern, dass heute unser Besuch eintrifft.«

»Besuch?« Lydia verzog die Augenbrauen.

»Schatz, ich hab’s dir doch schon letzte Woche gesagt. Meine Eltern und mein Bruder Billy, mit seiner Familie, sind über Weihnachten und Neujahr bei uns. Du warst doch einverstanden!«

»Ich? Bei uns?« Sie hatte es tatsächlich vergessen. »Wir haben doch gar keinen Platz!«

Smith las die tiefe Abneigung in ihrem Gesicht. »Keine Sorge, sie schlafen im Hotel nebenan. Und um das Essen brauchst du dich auch nicht zu kümmern.«

»Okay ... aber was sage ich jetzt unseren Freunden?«

Smith ersparte sich die ausfallende Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag. Sein Tonfall war dafür umso energischer. »Deine Freunde!«

Lydia ließ sich nicht davon beeindrucken. Smith besann sich. Er hatte noch von der jüngsten Auseinandersetzung genug. »Es

sind in erster Linie zwar deine Freunde«, fuhr er deutlich leiser fort, »aber lass uns diese Woche nicht streiten. Du weißt, mein Dad hatte dieses Jahr einen Herzinfarkt. Okay?«

»Ja, ja ... du und deine Familie.« Den Rest verkniff sie sich, aber ihr Unmut machte sich durch immer hastigere Handbewegungen bemerkbar, so als stünde sie im Finale eines Frisurenwettbewerbs.

Smith lächelte zaghaft bei der Vorstellung, wie sie nach dem Siegerpokal griff und ihn unter tosendem Beifall und Blitzlichtgewitter überglücklich empor streckte.

Er kannte seine Frau inzwischen in- und auswendig und wusste ziemlich genau, was sie in diesem Moment dachte. Je besser sie sich in den vergangenen Jahren in L.A. einzuleben begann und ihr nicht minder oberflächlicher Freundeskreis währenddessen stetig weiter anwuchs, desto mehr steigerten sich ihre anfänglichen Sticheleien gegen ihn und seine Familie. Doch inzwischen kannte Smith auch ihre wahren seelischen Komplexe und ihren damit verbundenen, immer stärker werdenden Drang zur Oberflächlichkeit.

Bei der übereilten Hochzeit vor etwas mehr als zehn Jahren – er hatte Lydia erst ein knappes Jahr zuvor auf der Geburtstagsparty eines Freundes kennengelernt – hatte er, offensichtlich aus Liebesblindheit, diese Ansätze übersehen oder übersehen wollen, er konnte sich nicht mehr genau daran erinnern. Mit Gewissheit wusste er nur noch: Kurz nach der Hochzeit, also unmittelbar nach seinem überragenden Abschluss an der Polizeiakademie, bekam er gleich eine aussichtsreiche Stelle beim LAPD, dem Police Department von Los Angeles, der Stadt aus Lydias Träumen.

Eine Stadt, wie sich ebenfalls schnell herausstellte, mit scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten, in jeder erdenklichen Richtung, in der sich alles Positive und Negative wie im Zeitraffer bewegte. Eine Stadt, in der – für Menschen wie Lydia

unsichtbar – Schein und Wirklichkeit, Träume und Albträume zu einer schwer definierbaren Matrix verschmolzen. Nicht zuletzt sein Beruf ließ Smith auf dem Boden der Tatsachen stehen, aber Lydia war diesem eigenen Kosmos mit Haut und Haar verfallen.

»Ich hole sie heute Mittag gegen 15.00 Uhr vom Flugplatz ab«, sagte Smith. »Die Hotelzimmer habe ich reserviert. Ich würde mich freuen, wenn du zur Begrüßung hier wärst.«

Wie um seine Gedanken Lügen zu strafen setzte er mit ironischem Unterton nach: »Ich gehe jetzt zu Angelos Haarstudio. Bye.«

Lydia würdigte ihn keines Blickes. Smith spürte seinen Magen protestieren und wollte nur noch an die frische Luft. *Das kann ja heiter werden!* Während er seine Utensilien in Jacke und Hose verstaute, fragte er sich, ob es ein Fehler gewesen war, zusammen mit seiner Familie zu feiern. »Ja, ja«, murmelte Lydia hinterher, nachdem die Haustür bereits ins Schloss geschnappt war.

Eine halbe Stunde später fand Smith unerwartet schnell einen Parkplatz, und kurz darauf schlenderte er bereits gemütlich den Gehweg entlang. An der Ecke, direkt neben dem Friseursalon, zog er die L.A. Times aus dem Automaten.

Sekunden später ertönte das vertraute Türsignal, und Angelo blickte in den Spiegel. Als er den Kunden erkannte, richtete er sich auf, drehte sich gleichzeitig schwungvoll um die eigene Achse und streckte Smith seine schlaksigen Arme – die er gerade zuvor noch wie Krakenarme um den Kunden geschlungen hatte – samt Schneidewerkzeug entgegen. »Hi Anthony, lange nicht gesehen!«, rief er quer durch den Raum. Seine gebleichten Zähne blinkten wie Miniatureisberge. »Einen kleinen Moment, Mr. Twain, ich bin gleich wieder bei ihnen.« Twain lächelte etwas gequält.

Angelo lief Smith rasch entgegen und drückte ihn beherzt an sich.

»Hi Angelo. Genau sechs Wochen ist's her. So wie immer.«

»Ist das dein Ernst? Nicht länger?« Smith schüttelte den Kopf. »Na ja«, sagte Angelo weiter. »Ich freue mich wirklich, dich zu sehen. Wie geht's dir?«

»Gut! Mir geht's gut. Du weißt ja, schlechten Leuten ... Und dir?«

»Blendend.« Angelo hielt demonstrativ die Handfläche vor den Mund. »Ha! ... Du! Schlecht! Nee! ... Da gibt's aber andere.«

In diesem Moment stellte sich Smith unweigerlich die immer noch offene Frage: War Angelo stockschwul oder noch dunkelbi?

»Nimm doch Platz«, forderte Angelo ihn auf. »Ich habe noch diesen Herrn und seinen Jungen zu schneiden. Monica, bitte mach Anthony eine Tasse Kaffee!«

Smith nickte lächelnd und setzte sich an einen kleinen Rundtisch im Wartebereich.

Angelo strich sich schwungvoll eine lange schwarze Strähne aus dem Gesicht und wandte sich zielstrebig wieder Mr. Twain zu, der zusammengesackt im Frisierstuhl saß. Argwöhnisch hatte dieser die Begrüßungszeremonie im Spiegel mitverfolgt. Die Schweißperlen auf seiner Stirn verrieten Angelo, wie sehr Twain bei jeder weiteren seiner Berührungen litt. Um die Sache wie ein richtiger Profi hinter sich zu bringen, huschten Angelos knabenhafte Hände lediglich deutlich flinker über das fortgeschritten lichte Haupt.

Die Diskriminierungen und Sticheleien schmerzten Angelo ohnehin weniger als früher – und schon gar nicht von jedem *dahergelaufenen, verschwitzten Spießler-Zwerg*. Über die eigenen Gedanken amüsiert blickte er sich zu Smith um.

»Mit Milch und Zucker?«, rief Monica.

Smith, in die Szene vertieft, reagierte nicht sofort. »Bitte? Ach so ... ja. Bitte beides.« Smith fragte sich, wo eigentlich das Problem lag und schlussfolgerte, dass es nur so eine Art Unsicherheit war und er nicht so recht wusste, wie er sich

verhalten sollte. Dann überlegte er, wo eigentlich die Grenzen für einen Hetero waren? Wo hörten die freundschaftlichen Gesten auf? Und wo begann das Flirten? Er wusste es nicht. Warum konnte man es nicht einfach als Anerkennung auffassen, wenn irgendwer auf irgendwen stand? Warum hing die Wertschätzung anderer so sehr von eigenen Interessen, also in Wahrheit vom Egoismus ab? Smith musste sich eingestehen, dass der Gedanke ungewohnt und unangenehm waren. Als er merkte, dass er erneut Gefahr lief, gedanklich abzudriften, verwarf er weitere Schlüsse und griff nach der Tageszeitung auf dem Tisch. Er schlug direkt den Sportteil auf, doch sein Blick schweifte bald schon wieder durchs Schaufenster nach draußen.

Es war ein Tag vor Christmas Eve. Er grübelte über das Geschenk für seine vierjährige Nichte nach – alle anderen Geschenke hatte er bereits –, doch er konnte sich einfach nicht festlegen. *Einen Besuch im Disneyland?* Das hatte er ihr bereits seit längerem versprochen. Unentschlossen blätterte er schließlich weiter in der Zeitung, wo sich Banalitäten, Krieg und Terror ohne logisch zu erkennende Struktur aneinanderzureihen schienen.

In den Jahren bei der Mordkommission hatte Smith bereits einige schwer verdauliche Fälle bearbeitet, und dennoch schluckte er bei der nächsten Schlagzeile. Es handelte sich um ein verhungertes kleines Mädchen, das zuvor wer weiß wie lange gequält wurde – und schon wieder hatte angeblich niemand etwas davon bemerkt. Bevor das schmerzliche Gefühl der Machtlosigkeit und Wut in ihm überzukochen drohte, wandte Smith den Blick ab. Er nippte an der Tasse und spürte, wie der köstliche Kaffee die zugeschnürte Kehle hinab glitt. *Was für eine elende Nebensächlichkeit*, dachte er.

Angelo föhnte bereits Twains restliche Haare, als im Radio die Nachrichten begannen. Smith ließ die Zeitung auf die Knie sinken.

»... morgen Abend ist es so weit. US-Präsident Jonathan Barclay wird die traditionelle Weihnachtsansprache halten. Es wird erwartet, dass er bezüglich des Anti-Terror-Gipfels auch Bilanz ziehen wird, was in den letzten Jahren im weltweiten Kampf gegen den organisierten Terror bereits erzielt wurde.

In fünf Tagen, also am 28. Dezember, kommt es nach langwierigen Verhandlungen, und trotz der jüngsten Anschlagsserien, endlich zum umfassendsten Anti-Terror-Gipfel der Menschheitsgeschichte.

Die Sicherheitsvorkehrungen ums Weiße Haus, ums Kapitol und um weitere Regierungsgebäude sollen bei Weitem alles übersteigen, was jemals zum Personenschutz getan wurde.

Die Welt wird den Atem anhalten, wenn Präsident Barclay mit den Staats- und Regierungschefs der G10-Staaten, der Schwellenländer sowie von weiteren Nationen aller Kontinente zusammentreffen wird.

Mit Spannung wird auch die erste Begegnung, seit den jüngsten Eskalierungen im Nahen Osten, zwischen dem neuen Palästinenser-Präsident Burimi und dem israelischen Ministerpräsident Shuster erwartet.

Wie in einem offiziellen Statement der Regierung bereits verkündet wurde, wird Präsident Barclay weiterhin nichts unversucht lassen, den Vertretern der Weltöffentlichkeit klarzumachen, dass es sich im globalen Kampf gegen den Terrorismus nicht um einen Kampf der Religionen und Weltanschauungen handle, sondern dieser nur gegen die Menschen, Organisationen und Staaten gerichtet sei, die gewaltsam gegen geltendes Recht verstoßen. Auf den parallelen Einsatz militärischer Mittel wurde in dem Schreiben nicht näher eingegangen. Fachkreise gehen jedoch davon aus, dass dieser weiterhin zur Tagesordnung gehört.

Soweit zum Anti-Terror-Gipfel. Wir halten Sie natürlich auf dem Laufenden. Das war Belinda Doyle von Radio Seven, und jetzt wieder etwas besinnliche Musik von ...«

Monica übertönte sie. »Werden die Haare auch gewaschen?«

»Ja, bitte«, antwortete Smith und folgte ihrer Aufforderung, sich gleich vor dem ersten Waschtisch in dem weich gepolsterten Ledersessel niederzulassen. Sie band ihm noch einen Nylonschutz um, dann lehnte sich Smith entspannt zurück. Nachdem Monica die Wassertemperatur erfühlt und für angenehm befunden hatte, durchnässte sie behutsam das Haar. »Ist die Wärme okay?«

»Ja.« Smith schloss die Augen. Die sanft kreisenden Handbewegungen lösten innerhalb von Sekunden all die Gedankenknäuel in ihm. Das wohlige Kribbeln wanderte langsam über Kopfhaut und Nacken bis hinab zu den Schultern.

»Ist das zu fest, Mr. Smith?«

»Nein ... ganz im Gegenteil«, murmelte er, »Sie können meinerwegen stundenlang so weitermachen.«

Monica bedankte sich. Sie spürte die Hitze auf ihren leicht erröteten Wangen.

Die Zeit der Entspannung verging viel zu schnell – schon spülte Monica die Haare aus und band Smith einen Handtuch-Turban.

Zurück vor der Spiegelwand nahm sie ihm das Handtuch ab und ließ einen Kamm durchs feuchte Haar gleiten. »Angelo ist gleich bei ihnen«, sagte sie.

Smith schaute ihr über den Spiegel in die Augen. »Herzlichen Dank, Monica.«

Sie nickte verlegen, dann schnappte sie sich einen der Besen und begann die Schnitthaare zusammenzukehren.

Smith horchte schläfrig leiser Weihnachtsmusik, bis er eine Hand auf der Schulter spürte. Angelo stand hinter ihm.

»So, das wäre geschafft«, sagte er.

»Bist du mit dem Jungen schon fertig?«

»Ha ... der alte Spießer hat das Weite gesucht.«

Smith blickte fragend in den Spiegel.

»Ja! Als ich seinen Jungen schneiden wollte, hat er tatsächlich abgelehnt. Ihm war plötzlich ein wichtiger Termin eingefallen. Dass ich nicht lache! Hast du nicht gesehen, wie er das arme kleine Kerlchen regelrecht zum Ausgang geschleift hat und ohne Abschiedsgruß und Trinkgeld verschwunden ist?«

»Wirklich?« Smith schüttelte den Kopf und spielte den Unwissenden.

»Ja. Aber solche Kotzbrocken triffst du bestimmt noch viel häufiger als ich.«

»Das kannst du aber laut sagen. Es gibt Figuren auf diesem Planeten, die kannst du dir nicht mal in deinen schlimmsten Träumen vorstellen.«

»Glaub ich dir sofort«, erwiderte Angelo. »Aber lassen wir uns doch nicht den schönen Tag verderben. Und? Du hast heute frei?«

»Ja, zum Glück«, sagte Smith und warf einen skeptischen Blick auf sein Handy, das schon verdächtig lange stumm eine ausgestreckte Armlänge vor ihm auf dem Spiegelschrank lag. »Ich freue mich schon riesig auf meine Familie. Sie kommen heute an und bleiben über die Feiertage.«

»Freut mich echt für dich, Anthony«, antwortete Angelo, während er tänzelnd mit seiner Arbeit begann.

Die folgenden Gesprächsthemen drifteten irgendwann wieder in ernstere Gefilde.

In seiner Unbekümmertheit fragte Angelo überraschend, »wie viele Verbrechensopfer hatten wir in diesem Jahr in unserer Stadt?«

Smith glaubte, sich verhört zu haben und hakte nach, »Todesopfer?«

Angelo nickte.

Smith musste nicht überlegen. »Genau 679. Schon über 50 mehr als im letzten Jahr. Und diese Woche kommen sicher noch einige hinzu.«

»Wow. Wo soll das noch enden, Anthony?«

»Wenn ich das wüsste. Alle Theorien und Modelle bringen zu wenig. Es ist ein Teufelskreis. Wir können so gut wie nichts aufklären, geschweige denn verhindern«

»Aber die Strafen sind doch teilweise sehr hart, oder nicht?«

»Ja. Schon«, bestätigte Smith. »Aber wie sagte bereits Beccaria vor 200 Jahren? Je rascher die Strafe dem Verbrechen folgt und je näher sie dem Verbrecher ist, desto gerechter und nützlicher ist sie!«

Angelo dachte über das Gesagte nach. Dann schaute er Smith über den Spiegel an und nickte, während seine Hände die Arbeit wie von selbst erledigten.

Smith sprach weiter: »Das heißt im Klartext, die teilweise wirklich kranken Begehren sind im Moment der Tat viel stärker als die Angst vor einer weit entfernten Strafe.«

Angelo nickte erneut. »Ich verstehe. Das fängt doch bei den Kindern schon an, oder nicht?«

»Ja, genau«, bestätigte Smith. »Die Täter werden, wenn überhaupt, meist sehr spät geschnappt. Die Überlastung der Gerichte sorgt für zusätzliche Verzögerungen. Und das allerschlimmste ist: Zur schwierigen Beweisführung kommen noch gewiefte Anwälte und psychologische Gutachten hinzu. Damit wird die Sache oft sehr kompliziert. Insgesamt wird also eine schnelle und wirklich gerechte Verurteilung fast unmöglich. Vorbeugen ist auch nur bedingt möglich, da nicht jeder Verdächtige ständig überwacht werden kann ... Außerdem sind es nicht selten völlig unauffällige Menschen, die schwere Verbrechen begehen.«

»Klingt logisch«, sagte Angelo. »Ich hoffe, ich habe nicht zu viel abgeschnitten?«

Smith begutachtete seine dunkelbraunen, gelockten Haare, die er neuerdings wieder etwas länger trug, wie zum Ende seiner Schulzeit. »Nein«, sagte er. »Ist perfekt!« Dann fuhr er in

veränderter Tonlage fort. »Weißt du Angelo, ich denke die Menschen haben sich im Laufe der Zeit nicht wirklich verschlechtert. Aggressionen stecken mehr oder weniger in jedem von uns. Wir Männer sind, zu unserer Schande, bekanntlich stärker davon betroffen.«

Angelo lächelte gequält. »Ja, leider ... Das kann man doch auch an der Faszination an Gewalt- und Horrorfilmen und an der Sensationslust bei Katastrophen und Verbrechen deutlich erkennen.«

»Richtig.« Smiths Zustimmung erfüllte ihn mit Stolz. »Aber wenn man es genauer betrachtet,« führte Smith den Gedanken weiter, »ist die Unterhaltungsindustrie geradezu geschaffen dafür, wenn nicht sogar die einzige verbliebene Möglichkeit, die dunklen Seiten unserer unterdrückten Instinkte und Triebe ohne schlechtes Gewissen und ohne Furcht vor Konsequenzen gedanklich auszuleben. Wir lassen sozusagen die anderen für uns böse und schlecht sein. Ich rede wieder zu viel?« Smith ließ einen skeptischen Blick folgen.

»Nein! Ganz und gar nicht«, entgegnete Angelo. »Es ist sehr interessant.« Noch viel mehr als die Faszination am Thema bedauerte er insgeheim, dass er Smith so selten zu Gesicht bekam. Ihn gar privat zu treffen, dazu hatte er sich bis dato nicht zu fragen getraut. Angelo haderte im Stillen mit sich und der Situation. Warum waren die besten Typen strikt hetero oder bereits vergeben? »Man sieht, dass du ein hervorragender Menschenkenner bist«, fügte er mit unüberhörbar schwärmerischem Unterton hinzu.

»Leider ja«, erwiderte Smith, »deshalb mag ich auch nicht besonders viele Menschen.«

»Eine vortreffliche Schlussfolgerung ... Bringt wohl auch dein Job mit sich ... Aber erzähl bitte weiter«, forderte Angelo ihn auf.

»Okay.« Smith überlegte kurz, wo er stehen geblieben war, dann fuhr er fort. »Also ... Wie gesagt: Die Gewaltbereitschaft

der Menschen hat sich im Lauf der Zeit nicht wirklich verändert, glaube ich. Es sieht nur so aus, weil sich das meiste indirekt und versteckt abspielt ... Wenn sich etwas verändert hat, dann nur die Art und Weise. Es wird zum Beispiel nicht mehr Mann gegen Mann gekämpft, sondern aus sicherer Entfernung und mit immer verrückteren Waffen ... Wenn man dann noch die politischen und wirtschaftlichen Druckmittel, sprich Waffen, hinzunimmt, ist die Gesamtsituation schon schlimmer als früher.«

Angelo räusperte sich. Seine Kehle war staubtrocken. Er setzte das Schneidewerkzeug ab, griff zum Wasserglas und trank einen großen Schluck. Sekunden später sagte er etwas kleinlaut: »So genau habe ich noch nicht darüber nachgedacht, aber du hast vollkommen Recht.«

Smith nippte an dem inzwischen lauwarmen Kaffee.

Nach einer Weile erheiterte sich Angelos Miene abrupt. »Jetzt mal wieder was Lustiges, Anthony ... Was haben Frauen und Hurrikans gemeinsam?«

Der traditionelle Moment des Witze-Erzählens war gekommen. Smith zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung«. Er konnte sich tatsächlich keine Witze merken.

Angelo blickte sich instinktiv um, aber außer Monica, die sich gerade an den Regalen zu schaffen machte, war keine Menschenseele im Laden. »Pass auf!«, sagte er und bewegte dabei seine Schere wie ein Dirigent den Taktstock. »Wenn sie kommen, sind sie feucht und heiß, und wenn sie gehen ... na?«

Smith hob erneut die Schultern.

»Wenn sie gehen, nehmen sie Autos und Häuser mit!«

Zuerst lachte Angelo selbst und dann Smith – kurz, aber heftig. Dann schoss es ihm Mitten ins Hirn. *Würde auch der zweite Teil auf Lydia zutreffen?*

Angelo war aufgeplustert wie ein Gockel, dazu verzog er derart komisch das Gesicht, dass Smith sich kaum noch zurückhalten konnte. Er blickte sich um und sah Monica ein paar Waschtische

weiter sichtlich gut gelaunt einen Spiegel putzen. Er wischte sich mit dem Ärmel ein paar Tränen aus den Augenwinkeln und versuchte, sich rüspend zu beherrschen, was ihm schließlich gelang.

Als die letzten Millimeter-Korrekturen an den bis zu den Ohrläppchen reichenden Koteletten und dem kleinen Kinnbart – was Angelo besondere Freude zu machen schien – erfolgt waren, steckte Angelo sichtlich zufrieden das Schneidewerkzeug in die Brusttasche und griff zum Föhn. Just in diesem Moment klingelte Smiths Handy. Es folgten kurze, aber viel sagende Blicke, dann griff Smith nach dem Telefon, sah auf die Rufnummer und murmelte mit erstarrtem Gesichtsausdruck: »Mist, das Department ...« *Was die wohl von mir wollen?* Er nahm das Gespräch entgegen und sagte mit emotionsloser Stimme: »Detective Anthony Smith.«

»Hier Captain Barnes«, tönte es laut aus dem Minilautsprecher, sodass auch Angelo Teile davon verstehen konnte. »Smith! Kommen Sie sofort für eine kurze Besprechung ins Präsidium.«

Die Augen verdrehend und das Telefon etwas weiter vom Ohr haltend versuchte Smith seine Haut zu retten, obwohl er instinktiv wusste, dass jegliches Bemühen erfolglos sein würde. »Ich habe zahllose Überstunden und einen Haufen Urlaub, und außerdem erwarte ich ...«

»Ja, ja, ich weiß«, fuhr Barnes dazwischen. »Aber es gibt eine wichtige interne Änderung zu besprechen ... Sie erhalten ihr vorgezogenes Weihnachtsgeschenk.«

Smith vernahm ein zynisches Lachen. Er konnte sich kaum noch beherrschen, sagte aber mit dem letzten verbliebenen Rest Disziplin dennoch »okay.«

»Aber sofort, wenn ich bitten darf!«, rief Barnes während er den Hörer aufknallte hinterher.

»Mieses Arsch«, nusichelte Smith und versuchte seine Enttäuschung zu verbergen, aber die geknickte Sitzhaltung verriet alles. Angelo schaltete kommentarlos den Haartrockner ein.

Smith dachte darüber nach, was so dringlich sein konnte, oder welche Dinge Barnes diesmal ausheckte. Mit Sicherheit steckte auch dieser Lieutenant Cooper dahinter. Smith atmete in langsamen, tiefen Zügen. Er gab sonst nicht viel auf die Gerücheküche des Präsidiums, doch diese brodelte in letzter Zeit etwas verstärkt.

Wenige Minuten später sagte Angelo: »so ... fertig!« Er hielt Smith den Handspiegel hinter den Kopf.

»Was?«, rief sich Smith selbst aus seiner Lethargie zurück. Dann fokussierten seine Augen den eigenen, wieder gespiegelten Hinterkopf. »Aha! Sehr gut, wie immer ... danke Angelo.«

Angelo lächelte ihn an. »Noch Zeit für eine Kopfmassage von Monica?«

»Nein, heute leider nicht, obwohl ich das ja liebe.« Smith stand mit wahrem Bedauern und einer guten Portion Wut auf seinen Boss auf und folgte Angelo zur Kasse.

»Das ist für Monica«, sagte er.

»Danke Anthony«, bedankte sich Angelo stellvertretend. »Und frohe Weihnachten und einen guten Rutsch ins neue Jahr, dir und deiner Familie.«

Smith ergriff Angelos ausgestreckte Hand und schüttelte sie kräftig. »Danke, dir auch ... Feiere schön. Wir sehen uns nächsten Monat, ciao.«

Angelo strahlte nun übers halbe Gesicht. Smith ließ seine Hand wieder los.

»Und Anthony!« Smith blieb stehen und drehte sich um. »Lass dich nicht unterkriegen.«

«Nein, nein.« Er zeigte Angelo demonstrativ die geballte Faust.

Dieser streckte ihm den erhobenen Daumen entgegen. Bereits halb im Freien stehend erwiderte Smith noch Monicas herzliche Weihnachts- und Neujahrswünsche.

Zehn vor 11 tauchte er in der N. Angeles Street 150 am Parker Center – der LAPD-Zentrale – auf. Sie beinhaltete auch die *Robbery Homicide Division*, kurz RHD genannt. Diese gehörte zur Elite der insgesamt 25 LAPD Divisions, die auf 19 Stadt-Areale verteilt waren. Die RHD war Teil des *Office of Special Operations* und kümmerte sich um die anspruchsvollen und aufsehenerregenden Fälle; weshalb sie innerhalb des LAPD salopp als die *große Show* bezeichnet wurde, der jeder ambitionierte Detective – unabhängig von Geschlecht und Hautfarbe – irgendwann zugehörig sein wollte. Intern war diese in fünf Sektionen unterteilt. Smith war Detective der SAS (Special Assault Section) – einer Spezialeinheit, die sich Serientätern und Sexualdelikten widmete.

Nach kurzer Anfangseuphorie wusste Smith längst, dass sein Job unter dem Strich nur größeren Abschaum und Erfolgsdruck mit sich brachte; was die höhere Monatszulage nie und nimmer wettmachte. Manchmal träumte er von einem verschlafenen, malerischen Sheriffbüro irgendwo im Süden der USA, unweit des Meeres oder eines Sees. Auch in dieser Sache unterschied er sich zwischenzeitlich von den meisten seiner Kolleginnen und Kollegen, die kaum noch etwas anderes im Sinn hatten als ihre berufliche Laufbahn.

Der Wagen kam mit quietschenden und qualmenden Reifen auf einem der Parkplätze zum Stehen. Smith knallte die Wagentüre zu und schloss sie nicht ab, was ein klarer Verstoß gegen die Dienstvorschriften war. Den Gedanken daran beendete er mit einem trotzigem Grinsen, mit dem er bereits als Kind nicht nur seine Mutter und diverse Lehrer auf die Palme gebracht hatte.

Dann hetzte er die Stufen zum Gebäude hinauf, um die Sache schnellstens hinter sich zu bringen.

Leicht außer Atem betrat er schließlich das Büro des Captains. Dieser saß in seinem für die schmächtige Statur viel zu großen Ledersessel und telefonierte wie meistens wild gestikulierend.

Wie in allen Räumen einflussreicher Mitarbeiter des LAPD hingen an den Wänden – und besonders hinter dem wuchtigen Holzschreibtisch – eingerahmte Fotos, Urkunden und Orden. In den Regalen und auf den Tischen standen ein paar glänzende Pokale von Schießwettbewerben und weiteren Aktivitäten aus Barnes jüngeren Berufsjahren. Sein inzwischen deutlich fleischig gewordener Rücken wurde von der Nationalflagge und der kalifornischen Landesflagge eingerahmt.

Smith hatte den ganzen Plunder in der letzten Zeit viel zu oft sehen müssen. Sein auf Details trainierter Blick verriet ihm, dass der Reinigungsdienst nach wie vor große Mühe hatte, all diese wenig über den wahren und gesamten Charakter eines Menschen aussagende Utensilien staubfrei zu halten. Wahrscheinlich lag es auch einfach nur am neuen Sparprogramm, das im gesamten LAPD für personelle und zeitliche Engpässe sorgte.

Das, was Smiths Augen am allerwenigsten sehen wollten, saß Barnes vor Selbstverliebtheit strotzend gegenüber – es war Lieutenant William Cooper. Smith würdigte ihn keines Blickes. Stattdessen stieß er mit dem Schuhabsatz die Tür ins bereits ausgeleierte Schloss zurück und blieb demonstrativ mitten im Raum stehen.

Barnes knallte den Hörer auf. »Verdammte Scheißer, diese Politiker«, brüllte er. »Und nun zu Ihnen Smith ... Ich alleine donnere hier die Tür zu!« Smith reagierte nicht. »Wo haben Sie gesteckt? Blümchen kaufen?«

Cooper grinste spöttisch. Smith sah es nicht. Er ging auf die billige Provokation seines Bosses nicht ein. »Nein Captain, nur Weihnachtsgeschenke. Haben Sie Ihre schon?«

»Brauch ich nicht, diesen blöden Weihnachtsrummel«, erwiderte Barnes. »Zur Sache ... Ab sofort sind Sie Lieutenant Cooper untergeordnet. Sie werden sich in Zukunft gemeinsam um die etwas schwierigeren Mordfälle kümmern ... Sie kommen in die nächste Gehaltsstufe. Dafür erwarte ich totalen Einsatz rund um die Uhr. Ist das klar, meine Herren!«

Cooper nickte. Smith versuchte, cool zu bleiben. Die Gerüchte hatten also gestimmt. »Das hätten Sie mir auch am Telefon mitteilen können!«

Barnes ging nicht darauf ein und wandte sich Cooper zu. »Und Sie Cooper ... Sie sorgen dafür, dass alles läuft.«

»Sicher, Captain. Ich werde Sie nicht enttäuschen.«

*Tussi*, dachte Smith. Weiter kam er nicht, weil Barnes Telefon klingelte.

»Captain Barnes«, maulte dieser genervt in den Hörer. Als er erkannte, dass sein unmittelbarer Vorgesetzter Commander Meyers am anderen Ende der Leitung war, sprach er mit deutlich gemäßigter Stimme weiter. »Wo? Wie heißt der Kerl?« Er griff zum Kugelschreiber und kritzelte die Infos auf einen Notizblock. »Aha ... Alles klar. Ich schicke sofort meine besten Leute hin.« Er beendete das Gespräch und schob ein leises, aber immer noch hörbares »Arschloch ...« hinterher.

Barnes konnte es kaum noch erwarten, die Nachfolge des in sechs Monaten in Rente gehenden Commanders anzutreten. Tatsächlich träumte er bereits vom noch ranghöheren Posten als *Chiefs of Detectives*. Zum 3-sterneigen Director des Office of Special Operations, der, wie die zwei anderen in den Bereichen Administration und den 19 Divisions, befehlstechnisch nur noch dem amtierenden *Chief of Police* unterstand, würde es wohl aus Altersgründen nicht mehr reichen. Das redete sich Barnes zumindest so ein. In Wahrheit gehörten für die Erlangung dieser Dienstgrade wohl etwas mehr Qualifikationen als spitze Ellenbogen und aufgesetzter Charme.

Barnes Hände klatschten schallend aufeinander. »Die Arbeit ruft. Wir haben eine liebevoll zugerichtete Leiche in der Melrose Ave. 8002 ... Morten Freeman, weißer Mediathekenbesitzer, Ende Vierzig, verheiratet, eine kleine Tochter. Riecht nach einem Rache- oder Ritualmord. Irgend so eine Scheiße jedenfalls... Bewegt euch Männer!«

Er streckte Cooper den Zettel entgegen. Dieser erhob sich und nahm ihn an sich. »Geht klar.« Dann lief er zur Tür, an der Smith bereits wartete.

Smith hätte ihm am liebsten vor die Füße gekotzt, als er an seine freien Tage dachte, und auch so.

»Halt! Noch was«, rief Barnes. Die beiden drehten sich um. »Seid ein bisschen nett zur Presse. Ihr wisst Bescheid.«

Natürlich wussten sie das. Robert Milton – der amtierende Chief of Police von L.A. – hatte, wegen schwacher Öffentlichkeitsarbeit und der als jämmerlich bezeichneten Aufklärungsquote von der fünfköpfigen LAPD-Oberinstanz, dem *Board of Police Commissioners*, wiederholt einen Satz rote Ohren verpasst bekommen. Doch es war nur ein offenes Geheimnis, dass Bürgermeister und Bezirksstaatsanwalt, die beide wegen kurz bevorstehender Wahlen eine Imageaufpolierung dringend notwendig hatten, die wahren Gründe für die Order waren. Diese teilweise an Lächerlichkeit grenzenden Richtlinien sorgten für mächtig viel Gesprächsstoff und Unruhe im gesamten LAPD. Das inzwischen ausgeleierte Leitmotto von COP Milton: *Jede Kette sei nur so stark, wie ihr schwächstes Glied*, trug das Restliche dazu bei, dass bei der hierarchischen Treterei die Kleinsten am stärksten betroffen waren.

Während Smith sich wenig später nur darauf konzentrierte, den Wagen schnellstmöglich zum Tatort zu lenken, gab Cooper pudelwohl Kommentare von sich. *Musste es ausgerechnet die Ratte Cooper sein?*, ging es Smith durch den Kopf. Er drückte das

Gaspedal durch. *Toll gemacht, Barnes, du bist die absolute Mega-Ratte ... Vielleicht sollte ich mir zu Weihnachten eine Kammerjägerausrüstung wünschen.*

Cooper beauftragte telefonisch Ms. Right – eine stets adrett gekleidete Mittvierzigerin, die sich durch gründliches Aufspüren von Informationen den Respekt ihrer Kollegen erworben hatte –, alle wichtigen Daten über das Opfer zu beschaffen. Wenige Minuten später meldete sie sich bereits zurück. Es gab, außer einem umgefahrenen Verkehrsschild, nichts strafrechtlich Relevantes.

Smith parkte mitten in der Einfahrt zur Mediathek.

Ein paar Verkehrspolizisten hielten circa zwei Dutzend Schaulustige in Schach. Mit gelbem Kunststoff-Absperrband, das mit schwarzer Endlosschrift *Criminal Scene, do not cross* beschriftet war, wurde gerade die Sperrzone markiert.

Smith setzte die Sonnenbrille ab, und Cooper setzte seine auf. Sie gingen auf einen der anwesenden Polizisten zu, der so aussah, als hätte er etwas zu sagen. Cooper sprach ihn an. »Ich bin Lieutenant Cooper, zuständiger Mann der Mordkommission, und das ist mein Partner Detective Smith. Wo befindet sich die Leiche?«

»Sergeant Hurst«, antwortete der routiniert gelassen wirkende Berufskollege der Hollywood Area Division. »Wir sind erst wenige Minuten hier. Die Spurensicherung ist bereits am Werk ... Eine ziemlich eklige Angelegenheit Lieutenant ... Jemand hat seinen Schwanz an die Wand genagelt.«

»Wow!«, sagte Smith.

»Ist doch geil«, sagte Cooper und griff sich dabei an den Schritt. »Mal was anderes.«

Smith ignorierte ihn und stellte die nächsten Fragen. »Gibt es irgendwelche Zeugen? Und wer hat das Opfer gefunden?«

»Zeugen ... nach bisherigen Erkenntnissen, nein. Keine. Entdeckt hat ihn sein Mitarbeiter, ein junger Kerl namens Nick

Shelton. Angeblich bei Arbeitsbeginn. Sein Anruf ging vor circa einer Stunde bei uns ein. Sie finden ihn drinnen. Er sitzt verstört in einem der Zimmer. Einer unserer Leute ist bei ihm.«

»Okay, meine Herren, it's Showtime!«, sagte Cooper.

*Mein Gott!*, dachte Smith und schüttelte dezent den Kopf.

Sie folgten dem Sergeant durch einen schmalen Korridor in ein geräumiges Büro, wo mehrere halbvermummte Leute der Spurensicherung eifrig ihre Arbeit verrichteten. Der Arzt, ein hagerer, kleingewachsener Mann um die fünfzig, beugte sich über die Leiche und dokterte mit seinen Gummibehandschuhten Händen an dieser herum. Die Hände waren mit Handschellen aneinandergefesselt; Mund und Augen weit aufgerissen. Der fratzenhafte Gesichtsausdruck ließ keine Zweifel zu: Der Mann hatte sehr gelitten. Vom Unterleib ausgehend verbreitete sich eine Blutlache über einen beträchtlichen Teil des Fußbodens. Das meiste davon war bereits angetrocknet, doch der unverwechselbare Geruch herrschte noch immer vor.

Smith und Cooper liefen auf den knienden Mediziner zu. Während Smith verwundert auf das Geschriebene an der Wand vor ihnen starrte, fragte Cooper: »Was können sie zum jetzigen Zeitpunkt sagen, Doc?«

»Dr. Green ... Mein Name ist Dr. Green, wenn ich bitten darf.« Er warf Cooper einen alles sagenden Blick zu.

»Von mir aus, Mr. Dr. Green.« Cooper hatte den Namen stark übertrieben betont, was Green nicht zu stören schien.

Er räusperte sich. »Ich kann mit Sicherheit nur sagen, dass der Tod circa um Mitternacht eingetreten ist. Die Ursache können Sie ja unschwer selbst erkennen.« Er zeigte auf die Wand, an der ein faustgroßer, auf den ersten Blick undefinierbarer Fleischklumpen hing, von dem aus eine nach unten schmaler werdende Blutspur verlief. Direkt über dem makabren Werk stand nur ein einziges Wort:

## Revolution

Green fuhr fort. »Mit etwas Fantasie, meine Herren, können Sie das da an der Wand als sein abgetrenntes Glied erkennen.«

»Ist er daran verblutet?«, schlussfolgerte Smith mit zweifelndem Gesichtsausdruck.

»Wenn die Gerichtsmedizin keine innere Todesursache feststellen wird, haben Sie's richtig erfasst«, erwiderte Green so, als handle es sich lediglich um aushängende Ware in der Metzgerei nebenan. »Aber fragen Sie mich jetzt bitte nicht, wie und womit es abgetrennt wurde, ich weiß es nämlich nicht.«

Einer der Spurensicherer trat heran. »Meine Herren, zur Seite, wir brauchen noch was fürs Familienalbum.«

Die drei machten das Schussfeld frei, dann wurden mehrere Perspektiven des Raums und des Toten fotografisch festgehalten.

»Okay, das war's«, sagte der Mann.

Kurz darauf betraten zwei Personen in blauen Overalls den Raum. Sie trugen einen silberglänzenden Metallsarg, den sie neben der Leiche abstellten.

»Wir kommen vom *Cedars-Sinai Medical Center* in West Hollywood«, sagte einer der beiden. »Sind Sie mit dem Toten fertig?«

»Seid ihr neuerdings Intellektuelle?«, giftete Green, weil er in letzter Zeit wegen diverser Schlampereien noch weniger als sonst für diese *dilettantischen Leichenfreaks* übrig hatte. Zynisch fuhr er fort. »Ich weiß, wo ihr her seid, ihr Schlauberger. Ich habe euch schließlich gerufen ... Ja, ab zur Obduktion.« Green deutete auf die Wand. »Und nehmt dieses Mal gefälligst alle Teile mit.« Anschließend unterzeichnete er den vorläufigen Toten- und Einlieferungsschein und übergab ihn dem Kleineren der beiden, der, wie sich nun herausstellte, eine Frau war.

Währenddessen zog ihr Kollege vor sich herfluchend mit einer Zange den Metallstift aus der Wand und steckte ihn zusammen

mit dem Glied in einen Plastikbeutel. Dann beschriftete er ein Etikett und klammerte es daran fest.

Gerade als sie den Toten an Oberkörper und Beinen packen wollten, rief Smith: »Halt! Einen Moment!«

Die beiden verharrten und richteten sich wieder auf.

Auch Cooper schaute Smith fragend an, der wiederum konzentriert auf die Hände des Opfers blickte und fortfuhr: »Ich möchte mir nur mal die Handschellen anschauen.«

Cooper zuckte mit den Schultern. »Was soll damit sein? Stinknormale Handschellen aus Metall.«

Smith schüttelte den Kopf. »Schon, aber ...«, er kratzte mit dem Ende seines Kugelschreibers etwas Blut ab, »es sieht aus wie Platin, oder so.«

»Scheißegal! Soll sich die Gerichtsmedizin darum kümmern. Ab damit in die Kiste«, befahl Cooper.

Smith nickte den beiden zu. Er hatte gesehen, was er wollte.

Unter seinen skeptischen Blicken hoben sie den Toten etwas behutsamer als sonst an und legten ihn in den Metallsarg, samt Beutel mit dem blutigen Inhalt. Der Deckel wurde geschlossen, dann verschwanden sie beinahe so schnell, wie sie gekommen waren.

Smith griff das Thema wieder auf. »Die Handschellen sehen wie perfekt verarbeitete, neue Designerstücke aus. Wer verwendet so etwas Teures, um jemanden kalt zu machen?«

Cooper zuckte erneut gleichgültig mit den Schultern. »Keine Ahnung. Reiche Ärsche halt.«

Green packte seine Arzttasche und machte sich gleichfalls ohne ernstzunehmenden Abschiedsgruß auf.

»Eine Frage noch, Dr. Green.«

Green schaute Smith genervt an. »Ja, was denn noch? Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit!«

Smith betrachte die Schrift etwas genauer. »Komisch. ... Überhaupt nicht verlaufen.«

Green nickte. »Ist jedenfalls Blut und wohl vom Opfer. Nun zufrieden?«

»Ja. Sie können gehen.«

Green lächelte gereizt und lief davon.

Smith betrachtete mit einem unwillkürlichen Anflug von Ehrfurcht wieder die Lettern. Währenddessen bewegten sich seine Lippen. »Irgendwie seltsam ... Nicht nur die Bedeutung. Auch die Buchstaben passen überhaupt nicht zur Tat ... Sie sind so kunstvoll, wie die Handschellen ... Da hat sich einer richtig Zeit gelassen ... Und das nach so einer Tat!« Smith schüttelte verwirrt den Kopf.

»Weshalb?«, antwortete Cooper. »Botschaften aus Blut sind doch wirklich ein alter Hut.« Er ließ ein Grinsen folgen.

»Wow Lieutenant, Sie sind ja ein richtiger Poet«, erwiderte Smith und war erschlagen von so viel Dummheit.

»Verarschen kann ich mich selbst, Smith.« Er zeigte auf ihn.

Smith lächelte cool. Natürlich konnte Cooper nicht so blöd sein, er war in seinen Augen einfach nur ein selbstherrliches Riesenarsch.

Plötzlich vernahmen die beiden *Zwangskollegen* eine jugendliche Frauenstimme hinter sich. »Entschuldigen Sie bitte.«

Sie drehten sich um und erblickten eine sportlich gekleidete, ca. 1,65 m große Frau Mitte/Ende 30. Ihre schulterlangen, leicht welligen, rotbraunen Haare schimmerten im Licht der schwach flackernden Neonlampen. Sie blieb stehen und schaute sich aufmerksam um.

Cooper rief sofort aus. »Wer sind Sie? Und wie kommen Sie hier herein zum Teufel?«

Die Gemeinte trat unerschrocken näher. »Ruhig Blut ... Mein Name ist Claire Swanson. Ich bin die neue Polizeireporterin der Times ... Wie Sie wissen, haben auch wir unsere Informanten.« Sie hielt den beiden ihren Presseausweis entgegen. »Wer ist hier für die Ermittlungen zuständig?«

Coopers Miene erhellte sich schlagartig. »Ich weiß. Und vermutlich kommen ein paar davon aus unseren eigenen Reihen ... Was soll's ... Ich bin Lieutenant William Cooper und habe hier das Kommando ... Das ist Detective Smith.« Cooper streckte ihr die Hand entgegen. »Das Beste haben Sie leider schon verpasst, aber mein Kollege wird Ihnen alles Nötige mitteilen.«

Smith kannte natürlich auch den Grund für Coopers verblüffend echt wirkende Show, denn insbesondere mit der Times war Imagepflege dringend notwendig. Hinzu kam – das wusste Smith von mehreren Kollegen –, dass Cooper kein Typ für Bürokratie und Öffentlichkeitsarbeit war. Er wollte im Rampenlicht stehen, und dazu benötigte er dringend Lorbeeren. Smith gehörte dagegen zu jenem Teil der Show, der hinter den Kulissen für die Beschaffung derer zuständig war und dabei – wegen des allgegenwärtigen Rotstifts – seit geraumer Zeit nicht mehr in gründlicher Polizeiarbeit aufging.

Smith reichte Swanson die Hand. »Hi ... Dann fangen wir mal an ... Der Name des Toten ist ...« Swanson räusperte sich und holte Notizblock und Stift aus ihrer Jackentasche. Smith sprach in einem angenehmen Tempo weiter. »Morten Freeman, 48 Jahre, verheiratet, eine kleine Tochter. Keine Eintragungen im Polizeivorstrafenregister. Motiv: Fehlanzeige. Mehr können wir zu diesem Zeitpunkt leider noch nicht sagen.«

»Was hat es mit der Botschaft auf sich? Ist das Blut?«

Smith nickte. Swanson blickte ihn durch die modisch geformten Brillengläser etwas skeptisch an. Erst jetzt fielen Smith ihre grünen Augen auf. »Die Schrift ist sehr ungewöhnlich«, fuhr sie fort, »so perfekt und nicht im Geringsten verlaufen, wie von Meisterhand ... Vielleicht wurde auch eine Schablone verwendet.«

Smith hatte sich das auch schon gefragt. »Schon möglich, wir wissen es nicht«, sagte er. »Wir werden die Sache von Experten überprüfen lassen und jetzt seinen Mitarbeiter befragen.«

Swanson notierte weiter. »Er hat den Toten aufgefunden und die Polizei benachrichtigt. Natürlich verhören wir auch seine Familie, Freunde und Nachbarn, aber Sie kennen ja sicher die Spielregeln.« Swanson nickte und spitzte die Lippen. »Hier haben Sie meine Karte«, fuhr Smith fort. »Wenn wir die Daten von der Gerichtsmedizin oder sonstige wichtige Neuigkeiten für die Öffentlichkeit haben, werde ich mich bei Ihnen melden.«

Swanson zog ebenfalls eine Karte aus ihrer Jackentasche und übergab sie.

»Also ... Bitte warten Sie auf den offiziellen Bericht«, mahnte Smith mit ernster Miene.

»Klar«, erwiderte Swanson und lächelte flüchtig. »Sie können sich auf mich verlassen.«

Cooper fuhr dazwischen. »Ihr habt noch genug Gelegenheit miteinander zu plaudern, aber jetzt müssen wir unsere Arbeit vorantreiben.«

Swanson streckte Cooper entschlossen die Hand entgegen. Die Erwiderung erfolgte mehr aus Reflex.

»Ich hoffe doch, Sie bei unseren Verabredungen auch anzutreffen, Lieutenant«, sagte Swanson und drückte die Hand etwas fester, »und dass Sie den Kaffee spendieren.« Sie verzog kokett die gezupften Augenbrauen.

Cooper fiel spontan nichts Besseres als ein wackliges »von mir aus« ein, gefolgt von einem konsternierten Blick und einem Räuspern.

Zu Smith war Swanson entsprechend freundlicher. »Bis bald, Detective. Sie können sich jederzeit melden.« Er fühlte die zarte Haut ihrer schmalen Hand. »Sie wissen ja, wenn ich meiner Redaktion nichts Interessantes vorlegen kann, ist meine Karriere bald beendet und ich kann Fastfood verkaufen.«

»Weshalb soll's Ihnen besser gehen als uns«, antwortete Smith. »Wobei ich denke, es hat bestimmt auch seine Vorzüge, Burger zu verkaufen.«

Smith spürte, dass Cooper innerlich kochte, und das stimmte ihn fröhlich.

*Einer ganz okay. Der andere ein Arsch. Damit kann ich leben,* dachte Swanson, als sie bereits wieder im Freien war und zu ihrem Wagen lief.

Cooper hatte die Kröte noch nicht ganz geschluckt. »Die war bestimmt schon ganz feucht im Schlitz ... Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Sie geil sind. Bla, bla, bla ... Aber ich sag's ja. Weiber sind nur für zwei Dinge wirklich gut. Für den Haushalt und fürs ...« Den Rest sprach er nicht aus, dafür schlug er mehrmals kräftig mit der rechten flachen Hand auf die linke Faust.

Nun hatte Smith die Bestätigung: Cooper war lange nicht so cool, wie er selbst von sich glaubte. Smith ging nicht weiter auf die unmissverständliche Provokation ein und schlug stattdessen vor, Nick Shelton aus dem Nebenzimmer zu holen, um ihn zum Verhör ins Präsidium mitzunehmen. Dann gab er Cooper klar zu verstehen, dass dann endgültig Feierabend sei.

»Von mir aus. Aber jedenfalls fahren Sie noch zur Familie des Toten.«

Smith nickte widerwillig. Wie kam er aus der Sache mit Cooper bloß wieder heraus, ohne selbst zum Gewaltverbrecher zu werden. Er wollte noch etwas Energisches erwidern, behielt es dann aber lieber doch für sich und verließ das Zimmer, dicht verfolgt von seinem neuen *Freund*.

Nick Shelton hockte zusammengesackt auf einem Schreibtischstuhl. Sein Kopf hing verstört über einer Tasse Kaffee, die er mit beiden Händen fest umklammerte. Die fettigen Haare baumelten wie verkochte Spaghetti auf die eingefallenen Schultern herab.

Neben der bemitleidenswerten Kreatur wachte ein Polizeibeamter, der ebenfalls an einer Tasse nippte.

Smith lief auf die beiden zu. Nun sah er auch Sheltons schwächtigen Körper zittern. »Hallo Nick. Mein Name ist Detective Smith.«

Shelton zuckte zusammen. Er hatte ihn nicht hereinkommen sehen. »Was?«, fragte er völlig apathisch.

»Wir sind von der Mordkommission«, antwortete Smith. »Ich verstehe, dass es dir im Moment nicht so gut geht, aber wir müssen über ein paar Dinge reden.«

Shelton hob den Kopf, und Smith erkannte erschrocken den Trümmerhaufen einer Seele in dessen Augen. Er schluckte, aber die Vorschriften zwangen ihn zur nächsten Frage. »Kannst du uns zeigen, wo du Mr. Freeman gefunden hast?«

Shelton zeigte mit zittriger Hand stumm auf die Trennwand zum Nebenraum.

»Okay. Ist dir irgendetwas aufgefallen? Hast du jemanden gesehen?« Smiths Stimme klang weiterhin angenehm vertraulich, doch es half nichts. Shelton schüttelte immer noch unter Schock mit dem Kopf. »Komm, wir fahren jetzt ins Präsidium. Willst du noch jemanden anrufen?«, fragte Smith.

»Nein ... Ich wüsste nicht wen«, stammelte Shelton weinerlich.

Smith legte ihm behutsam die Hand auf die Schulter und sagte, »Okay. Wir müssen nun gemeinsam ins Präsidium gehen.« Er umfasste seinen Oberarm und half ihm beim Aufstehen.

Plötzlich fiel Shelton etwas ein. »Ich muss noch die Kasse abrechnen«, sagte er und blickte ängstlich.

»Nein. Lass mal Junge«, erwiderte Sergeant Hurst, »Da muss noch die Spurensicherung ran. Wir kümmern uns um alles. Du kannst jetzt mit den zwei Detectives gehen.«

Shelton trottete wie ein in die Jahre gekommener, geprügelter Hund neben Smith und Cooper her.

Draußen empfing sie eine Horde Gaffer, die von den Beamten energisch hinter den Absperrungen zurückgehalten wurde.

Smith legte erneut den rechten Arm auf Sheltons Schulter, dazu die linke Handfläche schützend vor sein Gesicht. So liefen sie zielstrebig bis zum zivilen Polizeifahrzeug, in das sie hinten einstiegen. Cooper ging etwas gemächlicher und versuchte dabei weiterhin ein gutes Bild abzugeben. Endlich eingestiegen setzte er demonstrativ die magnetische Polizeileuchte aufs Fahrzeugdach und schaltete sie ein, verschaffte sich anschließend durch mehrmaliges Hupen freie Fahrt und betätigte nach wenigen hundert Metern schließlich das Funkgerät. »Hallo hier ist Wagen 0876, Lieutenant Cooper. Bitte verbinden Sie mich umgehend mit Captain Barnes.«

Zuerst knackte und rauschte es im Lautsprecher, dann meldete sich Barnes. »Ja, was gibt's?« Die Stimme klang wie die Stimme einer Comicfigur.

*Wie passend*, dachte Smith, schaffte es aber nicht zu schmunzeln.

»Hier ist Lieutenant Cooper. Wir sind gleich im Präsidium, Captain. Wir bringen den Mitarbeiter des Toten mit. Er hat ihn aufgefunden.«

»Ja, gut! Meinetwegen bringen Sie auch den Papst mit ...«, brüllte Barnes ins Mikro, »aber lösen Sie den verdammten Fall schnell, damit ich mir diese Politiker und die nervige Presse vom Hals halten kann.«

»Klar doch. Bis gleich, Captain.«

Smith haderte erneut darüber, weshalb ihn niemand von den beiden erlöste. Vielleicht war die neue Situation aber auch der letzte und entscheidende Anstoß, sich beruflich neu zu orientieren, doch anstelle von Klarheit kamen Smith plötzlich wieder die Botschaft und Handschellen in den Sinn. *Was hatte das bloß zu bedeuten? Diese Form und Perfektion.* Das Ganze hatte Elemente eines Ritualmordes, die aber nicht religiöser Art zu sein schienen, aber gleichzeitig sah es irgendwie nach Rache

aus. Hier passte definitiv so manches nicht zusammen. Smith spürte genau, dass dies ein sehr schwieriger Fall werden würde.

Etwas später trafen sie am Präsidium ein.

Captain Barnes saß erneut (oder immer noch) hinter seinem überdimensionalen Holzschreibtisch. Cooper sprach ihn an. »Captain, das ist der Mitarbeiter des Toten, Nick Shelton. Nach unserem Interview fährt Detective Smith zu Freemans Witwe.«

Smith lächelte gequält. *Hey! Das ist kein beschissener Drogenbaron. Nur ein armer Tropf.*

»Ja ... schon gut Cooper, nur zu«, bekräftigte ihn Barnes und griff mit der Hand abwimmelnd zum Telefon.

Das Verhörzimmer am Ende des Ganges war gewollt spärlich eingerichtet. Smith bat Shelton auf einem der drei Holzstühle Platz zu nehmen. Er setzte sich ihm gegenüber und schaltete die Tischlampe ein. »Möchtest du einen Kaffee oder eine Zigarette?«, fragte er.

»Beides«, nusichelte Shelton.

Cooper stellte zwei Kunststoffbecher unter den Kaffeeautomaten und drückte auf einen der Knöpfe. Krachend und knirschend spuckte das offensichtlich in die Jahre gekommene Gerät ein überraschend köstlich duftendes, schwarzes Elixier aus. Cooper stellte die Becher auf den Tisch, ohne Milch und Zucker anzubieten. Smith stand kommentarlos auf und holte beides von der Kommode.

Shelton zitterte immer noch. Er schaffte es nicht einmal seine Zigarette anzuzünden. Smith half ihm. Shelton zog tief und hielt sekundenlang den Atem an. Dann ließ er den Rauch genüsslich durch Mund und Nase quellen. Zusehends entspannte sich seine verkrampte Sitzhaltung.

Smith trank einen kleinen Schluck. »Mann ist das Zeug heiß«, sagte er und übertrieb etwas dabei. Er hob sich die Hand reflexartig vor den Mund, sog kühlende Luft ein, doch in Wahrheit diente seine Geste mehr zur Auflockerung der Situation.

Shelton lächelte flüchtig. Smith sprach ihn mit ruhiger Stimme an. »Okay Nick ... Wir müssen deine Aussagen aufnehmen, aber das soll dich nicht weiter beunruhigen. Erst wenn du das Protokoll unterschrieben hast, wird deine Aussage rechtlich relevant ... Wie du es sicher von Filmen her kennst, hast du das Recht, die Aussage zu verweigern oder die Hilfe eines Anwalts in Anspruch zu nehmen.«

»Ich habe doch überhaupt nichts verbochen. Ich ... ich war beim Zahnarzt«, stammelte Shelton.

»Ja, ich weiß ... Also ... Fangen wir von vorne an.« Smith drückte die Aufnahmetaste des vor ihm liegenden Diktiergeräts. »Okay ... Wie lange arbeitest du schon in der Mediathek?«

»Fast zwei Jahre.«

»Was hast du davor gemacht? Hast du einen Beruf erlernt?« Smith war sich der Antwort zu 99 % gewiss. Die ersten Fragen dienten ohnehin mehr der Vertrauensbildung.

»Nein ... Mit 17 bin ich von der Schule geflogen. Die Lehrer meinten, ich sei ein hoffnungsloser Fall.« Shelton lachte trotzig.

»Ja. Immer diese neunmalklugen Pauker«, bekräftigte ihn Smith. »Und dann? Wovon hast du gelebt?«

»Ich hab in verschiedenen Kneipen ausgeholfen«, antwortete Shelton ehrlich. Natürlich verschwieg er, dass sich immer dann, wenn er total pleite war – was im Grunde genommen der Normalfall war –, die verschiedensten Dinge in seine Taschen verirrt.

Nun wagte sich Smith in tiefere Gewässer. »Aha. Und hat dir niemand dabei geholfen? Freunde ... oder Eltern?«

»Nein.« Shelton rollte mit den Augen, schluckte trocken und räusperte sich. »Meine Mum habe ich schon mindestens fünf Jahre nicht mehr gesehen ... so richtige Freunde habe ich nicht«, schob er kleinlaut hinterher.

»Ich weiß. Wenn's einem dreckig geht, will keiner was wissen, außer vielleicht ein paar Saufkumpanen oder so.«

Shelton nickte flüchtig.

Smith wusste, dass sich der Knoten bereits etwas gelockert hatte, doch Cooper saß mit über dem Kopf verschränkten Armen zurückgelehnt in seinem Stuhl und schaute ungeduldig. Smith ignorierte ihn. Er war ganz auf Shelton konzentriert. In dessen Augen war wieder diese tiefe Traurigkeit. Smith verspürte Mitleid – was bei Ermittlungen nicht gerade dienlich war, wusste er nur zu gut, aber manchmal konnte er nichts anders.

Cooper richtete sich auf und unterbrach die beiden. »Was haben diese Fragen mit dem verdammten Fall zu tun? Detective, beschränken Sie sich auf das Wesentliche.«

*Was weißt du schon, du Vollidiot*, dachte Smith und winkte ab. Dann erhob er sich, um zwei neue Kaffee zu holen. Unfassbar! Cooper hatte tatsächlich keinen blassen Schimmer, worauf er hinauswollte. Hatte er wirklich nicht mehr drauf als diese Einschüchterungs- und Provokationstaktik? Wusste dieser *Idiot* tatsächlich nicht, dass Menschen in besonderen Situationen Dinge sagten oder taten, die sie ganz anders meinten, und man seine Verhörtaktik darauf abstimmen musste? Just in diesem Moment wurde Smith vielleicht der einzige Vorteil dieser Zwangsehe bewusst: die Rollenverteilung beim Spiel *böser Cop – guter Cop*, einer allzeit bewährten und deshalb oft angewandten Verhörpraktik der Polizei, wäre naturgemäß geregelt; wobei Smith es gerne offen gelassen hätte, falls nötig selbst die Daumenschrauben einzusetzen.

»Lieutenant, möchten Sie weitermachen?«, fragte er mit scharfen Ton, was Cooper mit einem laschen Kopfschütteln und dazu passender Grimasse ablehnte.

Smith blickte wieder zu Shelton. »Okay Nick. Machen wir weiter ... Du hattest also Alkoholprobleme, wie viele andere auch. Und du arbeitest seit circa zwei Jahren für Mr. Freeman ... Wie habt ihr euch überhaupt kennengelernt?«

Shelton räusperte sich, um davon abzulenken, dass er sich ertappt fühlte, und zog an seinem Glimmstängel. Woher wusste dieser Cop die Sache mit dem Alkohol?

»Ich habe mir dort öfters DVDs geholt«, sagte er. »Irgendwann habe ich dann ein Schild gesehen, dass er eine Aushilfe sucht. Ich hätte niemals gedacht, dass er mich nimmt, aber ich durfte sofort anfangen.«

Smith war die Wortwahl *durfte* aufgefallen. »War Mr. Freeman ein netter Chef?«, fragte er weiter. Ihm entging nicht, dass Nick dabei etwas gezuckt hatte und mit der Antwort deutlich zu lange wartete.

»Ja ... schon«, sagte Shelton schließlich. Seine Augen blickten Smith leblos und flüchtig an. »Er war der Einzige ...«, fuhr Shelton leise fort, »der mir bis jetzt wirklich geholfen hat.« Dann hörte er plötzlich Freemans wütende Stimme in seinem Kopf. »*Nick, du bist ein armes, kleines Würstchen. Geh nur! Hau ab! Geh dahin zurück, woher du gekommen bist ... Niemand wird dir jemals wieder so helfen wie ich.*«

Smith wusste, dass Shelton gelogen hatte. Nun war die Runde für die wirklich heiklen Fragen eingeläutet. »Was hast du bei deiner Arbeit genau gemacht?«

Shelton wurde zunehmend bleicher und rutschte nervös auf dem Stuhl umher. »Was hat das mit dem Fall zu tun?«, fragte er nun auch selbst, während sein Blick Hilfe suchend zu Cooper abdriftete.

»Bitte schau mich an, Nick«, forderte Smith und wartete, bis er es tat. »Ich will einfach nur herausfinden, weshalb und von wem dein Chef ermordet wurde.«

Shelton trank nervös einen weiteren Schluck Kaffee.

»Also Nick. Noch einmal ... Was hast du genau gemacht?«

»Nichts Besonderes ... DVDs ausgepackt. Verliehen. Aufgeräumt und so.«

»Okay ... Mr. Freeman lag an Handschellen, als du ihn gefunden hast. Kannst du mir etwas dazu sagen?«

»Gefesselt? Nein, ich weiß nichts.« Er hatte es tatsächlich nicht bemerkt.

»Und das, was an der Wand geschrieben stand. Hast du das gesehen?«

»Ja«, murmelte Shelton.

»Was stand da?«, hakte Smith nach.

»Re... vol... ..ution«, stotterte Shelton.

»Richtig, Nick. Kannst du dir erklären, warum es dort stand?«

»Nein ... Wirklich nicht!«, jammerte Shelton.

»Okay ... Du kannst ruhig noch eine rauchen.«

Shelton kam Smiths Vorschlag unverzüglich nach.

Cooper verließ genervt den Raum, um die Toilette aufzusuchen.

Smith lehnte sich zurück und dachte nach. *Handschellen. Glied abgetrennt. Überall Blut. Revolution. Das passt alles nicht richtig zusammen ... Verdammte Scheiße!*

Instinktiv glaubte er Shelton. *Das arme Schwein wurde nur ausgenutzt, aber wozu?*

Cooper kehrte zurück.

Smith schaute auf die Uhr. *Verdammt!* Er wollte schnell zu seiner Familie.

»Okay Nick ... Du hast vorhin gesagt, dass du deine Mum schon mehrere Jahre nicht mehr gesehen hast.«

»Ja.«

»Wo wohnt sie denn?«

»In New York.«

Smith bemerkte Sheltons Blinzeln.

»Und dein Dad ... Wo wohnt der?«

Sheltons Unruhe vervielfachte sich sofort. »Weiß nicht.«

Als hätte Smith einen Schalter umgelegt, hörte Shelton erneut eine Stimme in seinem Schädel erschallen. Es war die seines

Vaters. »Du kleine miese Ratte. Ich werde die Scheiße aus dir rausprügeln, wenn du das nicht sofort leer frisst.« Nick sah in Gedanken seine Mutter ohnmächtig vor sich am Boden liegen. Ein Auge war geschwollen, und aus ihrer aufgesprungenen Unterlippe tropfte Blut auf den eiskalten, schäbig verlegten Fliesenboden.

Viele Jahre konnte sie ihren Sohn nicht von den kranken Attacken des Vaters bewahren, geschweige denn, sich selbst helfen. Shelton liebte sie allein schon dafür, dass sie ihn niemals im Stich gelassen hatte und dass sie im wahrsten Sinne des Wortes mit ihm gelitten hatte. Trotz ihrer Todesängste hatte sie ihn unaufhörlich dazu ermuntert, bis er tatsächlich den Mut aufbrachte und von Zuhause abgehauen war. Wenig später wurde sein Vater vom Krebs zerfressen, doch Nick konnte nicht einmal Genugtuung empfinden. Seine Mutter sah er danach nur noch wenige Male – in irgendeiner Entziehungsklinik –, bevor sie ihren Verstand gänzlich verlor und nur noch in seiner Erinnerung weiterlebte.

»Was ist mit dir, Nick?«, fragte Smith erschrocken von dem Anblick. Wo hinein hatte er gestochen? Er legte seine Hand auf Sheltons Schulter und rüttelte sanft. »Hallo Nick. Keine Angst. Du bist hier in Sicherheit.«

Shelton kehrte aus seiner Apathie zurück und schaute ängstlich und verwirrt.

»Nick, bitte schau mich an«, forderte Smith. »Du musst mir nichts über deine Eltern erzählen, wenn du nicht willst. Okay?«

Shelton hob zögerlich seinen Kopf und nickte mehrmals. Smith spürte den inneren Kampf seines Gegenübers. Nun wusste er endgültig, in welche Richtung es ging, und er wollte Shelton und auch sich selbst schnell erlösen. »Gut«, sagte er. »Ich glaube dir, Nick, aber es ist besser für dich, dass du uns alles sagst, was du über die Geschäfte von Mr. Freeman weißt. Hatte er mit

irgendwelchen illegalen Geschäften zu tun? Vielleicht mit Kinderpornografie oder so? Bitte schau mich an, Nick!«

Shelton kam der wiederholten Bitte leicht zitternd nach.

Smith versuchte, entspannt zu schauen. Seine Stimme klang nun ganz behutsam. »Du kannst es uns ruhig sagen. Es wird dir niemand mehr etwas tun. Bitte vertraue mir, und hilf uns dabei.« Smith wusste, dass er kurz vor dem Ziel war. »Dann wirst du dich frei fühlen. ... Für immer!«

Seine letzten Worte brachten den inneren Schutzwall endgültig zum Einsturz. Shelton riss die Hände vors Gesicht, dann brach es aus ihm heraus. »Nein! Nein! Nein! Ich wollte das nicht ... wirklich. Bitte glauben Sie mir ... er hat mich dazu gezwungen.«

»Wozu hat er dich gezwungen, Nick? Wozu genau?« Smith ließ ihm genügend Zeit zu antworten.

Shelton war nun wehrlos ausgeliefert, doch aus seinem tiefsten Inneren meldete sich unerwartet der verbliebene Rest einer Seele zurück. Sie gab ihm neuen Mut zur letzten und alles entscheidenden Schlacht. Er begann zaghaft. »Wenn ich etwas verrate, passiert mir etwas Schreckliches, und ich lande wieder auf der Straße ... Bitte helfen Sie mir«, sagte er, ohne es bewusst zu wollen und mit schwer verständlicher, schluchzender Stimme.

»Beruhige dich wieder, Junge«, mischte sich Cooper ein. »Wir werden diesen Schweinen den Arsch aufreißen. Sag uns einfach, wer dahinter steckt.«

»Ich weiß keine Namen ... wirklich ... bitte glauben Sie mir.«

Smith übernahm wieder. »Ganz langsam, Nick ... Sag mir bitte zuerst, wie alles abgelaufen ist.«

Shelton wischte sich mit dem Ärmel über die verschnupfte Nase und gewann überraschend an Entschlossenheit, um endlich auszupacken. »Ich musste denen nur gegen einen Codenamen DVDs und CDs aushändigen. Aber ... aber ich weiß nicht, wo das Material her ist. Mr. Freeman hat es mir immer ein bis zwei Tage vorher gegeben.« Er zog tief an der Zigarette.

Smith hakte nach. »Weißt du was da so drauf war?«

Shelton konnte seinem scharfen Blick nicht mehr ausweichen, und wie automatisch folgte die Antwort. »Ich hab nur einmal ganz kurz etwas gesehen.«

»Sexuelle Vergehen an Kindern?«

Shelton nickte zögerlich.

»Gibt es irgendwo noch Ware, die noch nicht abgeholt worden ist?«

Shelton schüttelte mehrmals den Kopf.

»Okay«, sagte Smith. »Fällt dir sonst noch irgendetwas Wichtiges ein ... Namen, Orte?«

»Nein, nein«, jammerte Shelton weiter, »das hab ich doch schon gesagt!«

»Scheiße, wir brauchen Namen und Orte«, forderte Cooper rücksichtslos.

»Ich weiß wirklich nicht mehr«, erwiderte Shelton. Er blickte Smith flehend an.

Smith sah die pure Angst in seinen Augen. Es war genug für den Moment. »Okay, Nick«, sagte er. »Wir werden morgen weitermachen. Schlaf dich erst mal richtig aus ... Du musst dir keine Sorgen machen. Wir passen auf dich auf.« Er wendete sich Cooper zu.

Dieser schüttelte kurz den Kopf und befahl: »Laufen lassen!«

Smith sah es genauso: die Indizien reichten nicht für einen Haftbefehl aus. »Okay ... Ich fahre jetzt zu Freemans Witwe.«

»Klar doch«, sagte Cooper, »Ich kümmere mich hier um den Rest ... Und sagen Sie ihr, dass sie morgen gegen 11.00 Uhr zur Identifizierung in die Gerichtsmedizin kommen soll.«

Smith verabschiedete sich von Shelton und besorgte sich bei Ms. Right Freemans Privatanschrift. Ein kurzer Blick auf die Armbanduhr verriet ihm, dass es schon 13.47 Uhr war. Smith entschloss sich kurzerhand gegen das Protokoll. Der Besuch

würde ohnehin länger dauern. Außerdem benötigte er etwas Zerstreuung. *Er hatte schließlich Urlaub, verdammt!*

Bis zur Ankunft seiner Familie blieb noch etwas Zeit. Genügend Zeit, um Lisas Geschenk einzukaufen. Er fuhr spontan in die Melrose Ave. zu *The Soap Plant*, dem Einkaufsparadies für Wohlgerüche und Badeutensilien.

Vom Duft der Seifen und Parfüms beinahe erschlagen entschied sich Smith ohne zu zögern für einen kleinen Spielzeug-Duschbär. In freudigen Gedanken an das strahlende Gesicht seiner Nichte verließ er das Geschäft. Etwa zehn Minuten vor drei Uhr betrat er schließlich die Ankunftshalle des LAX – den internationalen Flughafen von L.A. Nach kurzer Orientierung entdeckte er sein erstes Ziel: eine der großen Anzeigentafeln. Unterwegs dorthin vernahm er einige Sprachen, die er nur zum Teil zuordnen konnte.

Auf der Anzeigentafel wurde eine 10-minütige Verspätung der Maschine aus Seattle angezeigt, also setzte sich Smith gelassen in den Wartebereich und beobachtete die Leute. Nachdem seine Gedanken eine Zeit lang um belanglose Dinge kreisten, erschienen plötzlich die Handschellen vor seinem geistigen Auge. *Revolution ... Was für eine Revolution? Wessen Revolution?* Ohne den Hauch einer Antwort beschloss er, sich später um die Sache mit den Handschellen zu kümmern und wusste bereits wer ihm dabei behilflich sein konnte.

Nur etwa 20 Minuten später vernahm Smith erleichtert die Landung. Jetzt nur noch die Gepäckaussgabe, und er würde seine Familie zum ersten Mal bei sich zu Hause begrüßen können. Er blickte immer wieder in den langen Korridor, bis ihn die anwachsende Nervosität zwang, sich zu erheben und langsam umherzugehen. Einige Minuten später tauchten endlich die ersten Passagiere auf. Als Erstes erkannte er seinen Vater James an dessen Liebingshut. Er und sein Bruder Billy zogen riesige Koffer hinter sich her. Erst als Smith ihnen zuwinkte, entdeckten

sie ihn. Mutter Mary fuchtelte wild mit den Armen. Seine Schwägerin Susan hielt ihre Tochter Lisa an der Hand. Smith sah die aufgeregten Bemühungen der kleinen Lady, dem Fingerzeig und den offensichtlichen Aufforderungen ihrer Mutter zu Folgen. Schließlich erstrahlte Lisa.

Smith lief ihnen entgegen. Seine Mutter rannte die letzten Meter und fiel ihm beinahe stolpernd um den Hals. »Oh Anthony, ich bin so glücklich, dich zu sehen«, seufzte sie, und dies war nur ein annähernder Versuch, ihre wahren Empfindungen in angemessene Worte zu fassen. Sie küsste ihn stürmisch auf die Stirn.

»Ich freue mich auch, dich zu sehen, Mum«, erwiderte Smith in der für ihn so typisch gefassten Art.

»Lass ihn doch mal Luftholen«, sagte sein Vater selbst etwas außer Atem.

Sie ließ ihn nur ungern wieder los. Dann wischte sie sich die Freudentränen aus dem Gesicht.

Es folgten die obligatorischen Fragen des Ältesten in der Runde. »Und Anthony, wie geht's dir? Was macht dein Job?«

»Gut Dad, alles in Ordnung«, log Smith. Mit seinem Vater konnte er noch nie über alle Probleme reden, und jetzt war ohnehin nicht der richtige Zeitpunkt. »Und dir, Dad?«

James klopfte auf seine Brust und lächelte. »Der Wecker tickt wieder wie neu.«

Smith nickte und schluckte den Kloß hinunter. Das war sein Dad: Immer den Starken markieren; niemals Schwäche zeigen. *Wie lange würde das noch gut gehen?* Im Anschluss daran begrüßte Smith seinen deutlich runder gewordenen Bruder Billy und dessen dagegen zierlich wirkende bessere Hälfte Susan.

Lisa wartete bereits ungeduldig. Endlich nahm Smith sie in den Arm und drehte sich schnell im Kreis. Das zarte Mädchen hielt mit beiden Händen ihren kleinen Koffer fest und kicherte laut.

»Bist du aber gewachsen!«, sagte Smith. »Was hast du denn alles in deinem Köfferchen?«

»Da ist Balu drin.« Ihre Augen funkelten wie Edelsteine.

»Wer ist den Balu?« Smith setzte Lisa wieder sanft auf den Boden und beobachtete, wie sie vorsichtig den Deckel öffnete. Zum Vorschein kam ein kuscheliger Stoffteddy. »Das ist Balu, mein Freund«, sagte sie stolz.

»Hatte er denn gar keine Angst vor dem Fliegen?«, fragte Smith und bemühte sich, erstaunt zu blicken.

»Nein, wir waren ganz weit oben im Himmel« Sie streckte ihren kleinen, spitzigen Zeigefinger so hoch sie konnte in die Luft. »Omi hat gesagt, im Himmel wohnen der liebe Gott und Santa Clause. Darum müssen wir keine Angst haben.«

»Ja! Da hat sie aber recht. Und der hat bis übermorgen noch sehr viel Arbeit mit dem Geschenkeeinpacken. Bestimmt hat er auch was für dich!«

»Was denn?«, fragte Lisa mit weit aufgerissenen Augen.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Smith. »So ... aber jetzt müssen wir uns etwas beeilen. Ich muss noch mal kurz zur Arbeit.«

Die Gruppe setzte sich in Bewegung.

»Wirklich Anthony?«, fragte seine Mutter enttäuscht.

»Ja, leider. Es geht um unseren neuen Fall. Ich bringe euch jetzt ins Hotel. Es liegt praktischerweise gegenüber unserer Wohnung. Ich komme so schnell wie möglich zurück. Versprochen ... Ihr könnt euch in der Zwischenzeit etwas frisch machen, und dann gehen wir was Feines essen.«

»Essen, eine sehr gute Idee«, fügte Billy durch beinahe teetassengroße Brillengläser hinzu..

»Du wolltest doch abnehmen!«, stichelte Susan und stieß ihm leicht in die Seite.

»Ja. Vielleicht morgen.«

»So, so«, spöttelte sie.

Auch die halbstündige Fahrt blieb kurzweilig. Smith setzte die Mannschaft vor dem Hotel ab und fuhr weiter.

Etwa 20 Minuten später schaute er auf den Zettel den Ms. Right ihm gegeben hatte. Hier war er richtig. Smith bog in die nicht zu knappe Einfahrt und hielt direkt vor dem Haus.

Es war perfekt in Schuss – ebenso der Garten, den Smith von der Tür aus unter die Lupe nahm. Er betätigte den Klingelknopf. Eine dumpfe Glocke ertönte.

Die Benachrichtigung von Angehörigen in einem Mordfall war vielleicht die schwierigste Polizeiaufgabe überhaupt – selbst dann, wenn es sich bei den Opfern um mutmaßliche Verbrecher handelte, denn für die Reaktionen der Hinterbliebenen und Freunde machte das nur selten einen Unterschied. Smith verspürte ein mulmiges Gefühl in der Magengegend – aber nur kurz, denn die Geräusche im Haus lenkten seine Aufmerksamkeit davon ab.

»Wer ist da?«, rief eine Frauenstimme hinter der Tür.

»Mrs. Freeman?«

»Ja«, antworte sie.

»Hier ist Detective Smith vom LAPD. Bitte öffnen Sie, ich muss mit Ihnen über Ihren Mann sprechen.«

»Polizei? Was ist denn passiert? Können Sie sich ausweisen?«

Smith hielt bereits die aufgeklappte Polizeimarke vor den Türspion.

»Okay ... einen Moment.«

Das Sicherheitsschloss schnappte auf, und die massive Holztür öffnete sich einen Spaltbreit. Ein halbes Gesicht lugte dazwischen hervor und inspizierte die Marke erneut, erst dann rasselte die Kette des Zusatzriegels gegen den Türrahmen, und die Tür öffnete sich komplett.

Smith erblickte eine kleine Frauengestalt in bequemer Freizeitkleidung. Die leicht ergrauten Haare waren mit einer Spange ordentlich hinter dem Kopf fixiert. »Bitte treten Sie ein«,

sagte Sie aufblickend. »Wie war noch Ihr Name?« Sie hielt sich immer noch verwirrt an der Tür fest.

»Danke Madame. Detective Smith ist mein Name«, sagte er und trat ein.

Sie schloss leise die Tür und flüsterte, »Bitte folgen Sie mir ins Wohnzimmer, dort können wir etwas lauter sprechen, meine kleine Tochter ist endlich eingeschlafen ... Sie ist leider etwas erkältet.«

»Oh, natürlich«, erwiderte Smith und folgte ihr.

Für die Verhältnisse eines Mediathekenbesitzers handelte es sich um ein relativ großes und üppig ausgestattetes Haus. Freeman musste eine weitere, sehr ergiebige Geldquelle besessen haben.

»Nehmen Sie doch bitte Platz, Detective. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Nein, vielen Dank, sehr freundlich von Ihnen.« Smith setzte sich aufs Sofa.

Sie ließ sich ihm gegenüber auf einem Sessel nieder und blickte etwas verunsichert.

Smith räusperte sich und gab sich einen Ruck. »Mrs. Freeman, kommen wir zur Sache. Ihrem Mann ist etwas zugestoßen.«

Sie schaute skeptisch. »Was? Wo ist er?«

»Mrs. Freeman.« Smith machte eine kurze Pause. Dann schaute er ihr in die Augen. »Ihr Mann ist tot.«

»Tot?«, wiederholte sie ungläubig.

Smith wollte ihre Reaktion abwarten und einschätzen, aber außer einem versteinerten Blick kam nichts. Er sprach leise weiter. »Er ist heute am späten Vormittag von seinem Mitarbeiter Nick im Büro der Mediathek ermordet aufgefunden worden.«

Nun erregten sich Freemans Gesichtszüge etwas deutlicher. »Ermordet? Von wem? Wann?«, fragte sie. Smith sah, wie sich ihr Händedruck auf die Sessellehnen verstärkte. »Es muss gestern so etwa gegen Mitternacht passiert sein«, sagte er. »Von wem

wissen wir noch nicht. Wir haben außer seinem Angestellten keine weiteren Zeugen oder Verdächtigen, aber vielleicht können Sie uns weiterhelfen.«

Sie zuckte geistesabwesend mit den Schultern.

»Wann haben Sie Ihren Mann zuletzt gesehen?«, hakte Smith nach.

Sie versuchte, sich zu erinnern. »Gestern Abend, so gegen 18.00 Uhr ... Wir haben zusammen zu Abend gegessen. Dann wollte er noch mal ins Büro.«

»Haben Sie sich nicht gewundert, dass er nicht nach Hause gekommen ist?«

»Nein. Er kam manchmal erst spät in der Nacht und ging früh wieder fort ... Manchmal blieb er auch ganz weg.«

»Wissen Sie, Detective, ich habe mich noch nie in seine Dinge eingemischt«, erklärte sie.

»Mit Dinge meinen Sie Geschäfte?«

Sie nickte. »Auch wenn Sie mir vielleicht nicht glauben, aber ich habe wirklich keine Ahnung, was er gemacht hat und mit wem.«

»Okay.« Smith genügte die Antwort für den Moment. Er schlug eine andere Richtung ein. »In seinem Büro, dem vermutlichen Tatort, stand eine seltsame Botschaft an der Wand.«

»Eine Botschaft?« Sie zuckte erneut mit den Schultern.

»Dort stand ...«, Er räusperte sich, »nur ein einziges Wort, und zwar: Revolution ... Können Sie etwas damit anfangen?« Er beobachtete weiterhin sehr aufmerksam ihre Reaktionen.

»Revolution«, wiederholte sie murmelnd und schüttelte dabei den Kopf. »Nein, nichts.«

Er wusste aus leidiger Erfahrung, dass beinahe jeder für eine Tat in Frage kommen konnte. Obwohl er das sich bei ihr irgendwie nicht wirklich vorstellen konnte, meinte er: »Ich muss Sie das leider fragen. Wo waren Sie vergangene Nacht?«

Sie legte die flache Hand auf die Brust und lächelte gequält. »Ich ... Sie meinen, ich könnte ...« Sie stoppte erneut mitten im Satz und wendete den Blick ab von ihm hinüber zum wuchtigen Holzschreibtisch.

Er spürte deutliche Anzeichen von Angst. Gleichzeitig erkannte er, dass auf der massiven, blitzblankpolierten Glasplatte nichts lag, was nicht darauf gehört hätte. Und auch sonst war in der Wohnung alles nahezu perfekt aufgeräumt, was man oberflächlich betrachtet auf eine tüchtige Putzhilfe zurückführen konnte oder mit etwas psychologischem Wissen und Berufserfahrung – wovon Smith beides im ausreichenden Maße hatte – eben auch auf eine durch Angst verursachte Neurose?

»Ich möchte gar nichts damit behaupten«, bekräftigte Smith. »Ich mache nur meine Arbeit und hoffe, Sie können mir dabei behilflich sein.«

»Ich weiß Detective ... Ich war den ganzen Abend mit meiner Mum, zwei Freundinnen und meiner Tochter hier bei mir zu Hause. Sie können sie alle fragen. Ich hole einen Zettel ...«, sie erhob sich, »... und gebe Ihnen die Telefonnummern und Anschriften und alles, was Sie sonst noch wünschen.«

»Bitte setzen Sie sich wieder. Sie können mir die Daten später geben, oder morgen.« Smith zog eine Visitenkarte aus seiner Tasche und schrieb, während er weiterhin sprach, ein paar Daten darauf. »Wir müssen uns ohnehin zur Identifizierung um 11.00 Uhr im *Cedars-Sinai Medical Center* in der Gerichtsmedizin treffen. Bitte erscheinen Sie pünktlich.«

Sie nahm die Karte höflich lächelnd an sich und sank in den Sessel zurück. »Danke.«

Smith erwiderte es. »Gut«, fuhr er fort. »Hatte ihr Mann Feinde?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Oder ist Ihnen in letzter Zeit irgendetwas an seinem Verhalten aufgefallen?«

»Keine Ahnung ... Er war ja fast nie zu Hause, wie ich ihnen schon gesagt habe.«

Nun wollte er eine Sache genauer wissen. »Mrs. Freeman«, sagte er und blickte ihr direkt in die Augen, »ich habe das Gefühl, dass Sie irgendwie erleichtert sind.«

Sie hatte sichtlich Mühe, sich dieser Frage zu entziehen und klammerte sich deshalb wieder fester an die Lehnen. Sie wusste, dass sie eine schlechte Schauspielerin war. Lange konnte sie die Fassade nicht mehr aufrechterhalten, und in ihrem tiefsten Innern wollte sie es auch nicht.

Smith erinnerte sich an Sheltons Reaktionen und setzte instinktiv nach. »War Ihr Mann schlecht zu Ihnen oder Ihrer Tochter?«

Ihre Blicke trafen sich erneut und er erkannte, dass sich etwas in ihr zusammenbraute.

Sie konnte sich kaum noch rühren. Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Er wiederholte die Frage.

Ihre Atmung wurde zusehends beschwerlicher. Sie spürte ihr Herz gegen die Brust donnern.

Er hätte ihr den Rest am liebsten erspart, aber das ging nicht. »Wenn sich also Ihr Mann an Ihnen oder Ihrer Tochter in irgendeiner Form vergangen hat, müssen Sie es mir jetzt sagen, ich bitte Sie darum!«

Plötzlich machte es klick in ihrem Kopf. Ihr Mann war tot! tot! tot! Sie musste sich nicht mehr zurückhalten. Sie würde nun endlich all jenes tun können, was sie sich in den verzweifelten Momenten unzählige Male vorgenommen hatte. Sie holte aus, um die Mauern des Schweigens zu sprengen, die sie aus blanker Angst um sich und ihre Tochter aufgebaut hatte. Sie wollte ihrer gesplagten Seele endlich Luft verschaffen. »Okay«, sagte sie und fing an zu zittern. Ihr Gesicht war gespenstisch bleich – die Augen erstarrt.

Er spürte die Abscheu beinahe körperlich, die sich nun – in Worte gebannt – über ihre Lippen aufmachte, ihren Körper zu verlassen. »Er war ein Tyrann ... hat mich immer wieder gequält ... Er würde mich umbringen, falls ich jemanden davon erzähle ... Sie können sich nicht vorstellen, was er ...« Sie versuchte, weiterzusprechen, aber ihr Atem stockte. Stattdessen presste sie die Augenlider zusammen, um die Tränen zu unterdrücken, und weil sie sich so schämte. Dann begann sie den Kopf hin und her zu bewegen, langsam, so wie sie es immer tat, nachdem er sich verbal und handgreiflich an ihr vergangen und sie dann wie ein Stück verdorbenes Fleisch zurückgelassen hatte.

Unzählige Male hatte sie ihn deswegen töten wollen, auf grausamste Weise, aber die lähmende Angst, ihre kleine Prinzessin allein zurückzulassen, wenn sie dafür eingesperrt worden wäre, hatte sie letzten Endes immer wieder davon abgehalten.

Alles in ihrem Kopf drehte sich wie im Zeitraffer, dann riss sie plötzlich die Arme hoch und presste sie vor den Mund, doch es half nichts mehr. Sie schaffte es gerade noch, den Kopf etwas zur Seite zu drehen, um sich auf den Fußboden zu übergeben.

Smith sprang sofort auf und legte den Arm etwas unbeholfen auf ihre Schulter. Sie machte keinerlei Anstalten zur Gegenwehr. »Bleiben Sie ruhig sitzen, Mrs. Freeman, ich hole ein Handtuch und ein Glas Wasser.«

Sie nickte beschämt.

Er lief zielstrebig in den Korridor und fand gleich das Badezimmer. Auch dort war alles an seinem Platz. Er eilte zurück und überreichte der in sich zusammengekauerten, weinenden Frau ein Handtuch. Das zweite warf er über das Erbrochene und begann aufzuwischen.

Sie wollte ihn daran hindern.

»Ist schon gut, Mrs. Freeman, ich mache das«, wiegelte er ab und überreichte ihr das Glas. »Trinken Sie einen Schluck, und beruhigen Sie sich erst einmal.«

Sie versank vor Ekel und Scham beinahe noch tiefer im Sessel. Dann trank sie, ohne aufzublicken. Ein Teil des Wassers lief ihr übers Kinn und tropfte wie ihre Tränen zu Boden. Sie presste das Gesicht zurück ins Handtuch.

Smith atmete nun selbst in langen, gleichmäßigen Zügen. Er fühlte sich irgendwie mitschuldig. *Hört dieser Horror denn niemals mehr auf?* Dann dachte er an den protokollarischen Regelfall und wünschte sich entsprechend den Vorschriften eine erfahrene Kollegin zur Seite – nicht, weil er der Sache nicht allein gewachsen war, sondern nur als Akt menschlichen Beistands –, doch die Sparmaßnahmen machten auch dies immer öfters zunichte. Auf Cooper konnte er dagegen getrost verzichten. Smith blieb stumm. Minuten vergingen. In einer Sache hatte sich Mrs. Freeman definitiv getäuscht: Es fiel ihm keineswegs schwer, sich vorstellen, was sie sagen wollte und was sie und eventuell auch ihre Tochter (Smith erschauerte bei dem Gedanken) alles erlitten hatten. Das gerade Erlebte konnte nur die Spitze des Eisberges im Fall Freeman sein. Eine Mischung aus Wut und Ohnmacht ergriff Besitz von ihm. *Lange mache ich diese Scheiße nicht mehr mit*, sagte er sich stumm.

Sie selbst unterbrach das quälende Schweigen. »Ich danke ihnen, Detective.«

»Sie müssen jetzt nichts mehr sagen«, versuchte er, sie zu beruhigen. »Brauchen Sie für sich und Ihre Tochter Hilfe? Wir haben wirklich gute Leute. Die würden sich gerne um Sie kümmern ... Ich kann sofort jemanden anrufen.«

Sie wischte sich gründlich übers Gesicht. »Nein. Danke. Das ist sehr nett von Ihnen, aber wir kommen klar ... jetzt schon.«

Sie wirkte nun sichtbar gefasster auf Smith. »Soll ich Sie morgen abholen, oder kommen Sie allein ins Krankenhaus, so gegen 11.00 Uhr?«

»Ich komme selbst. Ich würde mich jetzt gerne hinlegen.«

»Selbstverständlich«, sagte er und erhob sich.

Sie gab ihm winkend zu verstehen, ihr zu folgen. Der Weg führte über die üppige Treppe in den zweiten Stock und schließlich ins Kinderzimmer. Dort lag ihre Tochter Mandy, eingerollt in flauschige Bettwäsche. Im schummrigen Licht der Nachtlampe erkannte Smith, wie sich der zarte Brustkorb auf- und absenkte. Er wusste nicht genau, weshalb sie ihn hierher geführt hatte. Wahrscheinlich wollte sie ihm zeigen, dass es ihrer Tochter gut ging und sie in Sicherheit war. Er hatte nun tatsächlich das erleichternde Gefühl, dass das Mädchen unbehelligt von dem Tyrann geblieben war – oder war es bloßes Wunschdenken, weil er plötzlich Lisa vor sich liegen sah.

Sie nickte. Ihr von Liebe erfüllter Blick gab Smiths Hoffnung neue Nahrung. Sie gingen wieder nach unten. Dann öffneten sie ihm die Haustür. Er trat hinaus. »Sollte noch irgendetwas sein, melden Sie sich bitte umgehend bei mir. Wir reden sonst morgen weiter. Meine Karte haben Sie ja.«

»Okay«, bestätigte sie sichtlich erschöpft. »Dann bis morgen um 11.00 Uhr.«

Er nickte nur noch, und Sie schloss die Tür.

Auf der Heimfahrt hatte er Probleme abzuschalten. Das war nicht bei allen Fällen so. Manchmal half fetzige, laute Musik. Er kramte eine CD von Guns N' Roses aus dem Handschuhfach und schob sie in den CD-Schlitz. Er wählte Lied 11 und drehte auf. *Welcome to the Jungle*. Passender Titel, dachte er, weil er sich im Moment selbst in einem solchen ausgesetzt sah. Die gewünschte Wirkung wollte nicht so recht einsetzen.

Lydia war – zu seiner Überraschung – bereits zu Hause und wartete ungeduldig im Wohnzimmer. »Von wegen pünktlich«, giftete sie ihn an.

»Sorry. Aber das Flugzeug hatte Verspätung, und ich musste mich noch um einen neuen Mordfall kümmern«, erwiderte Smith gelassen. »Du weiß ja, immer wenn ich mir etwas vornehme, kommt etwas dazwischen.«

»Ja, ja«, stänkerete sie.

Er ging nicht weiter darauf ein. »Wir können gleich gehen ... Übrigens arbeite ich in Zukunft mit einem absoluten Vollidioten – namens William Cooper – zusammen. Das einzig Gute dabei ist meine Gehaltserhöhung.«

Im ersten Moment schaute Lydia etwas skeptisch. »Wurde auch Zeit«, meinte sie. Dann erhellten sich wie auf Knopfdruck ihre Gesichtszüge.

»Okay Schatz, wir können dann was Essen gehen, meine Familie wartet drüben im Hotel.«

Lydia stand auf und schaltete den Fernseher aus.

Im Korridor betrachtete sich noch einmal komplett im großen Standspiegel – einer ihrer wenigen Ehe-Mitbringsel.

»Kann ich so gehen?«, fragte sie wie eine Diva posierend.

»Ja, du siehst blendend aus.«

Das trägerlose, rosafarbene Kleid liebte ihren wohlproportionierten Körper wie eine zweite Haut. Die Länge reichte gerade noch bis zu den schmalen, strumpfloren Knien. Schwarze Sling-Pumps umschlangen ihre zarten Fußknöchel, um die herum dezent ein paar Adern hervortraten, was er besonders erotisch fand. Ihre langen durchtrainierten Beine, die glatte Haut, ein Teint wie Bronze - betörend.

Er trat hinter seine Frau und blickte über ihre unbedeckten Schultern in den Spiegel. Er legte eine Hand auf ihre Hüfte, und mit dem anderen Arm umschlang er sie direkt unter den festen Brüsten. Sie streckte ihre angewinkelten Arme nach oben und

wuschelte in seinen frisch geschnittenen Haaren, während Smith sie – den betörenden Duft ihres Parfüms inhalierend – zärtlich auf die Schläfe küsste. Ein inniges körperliches Verlangen durchströmte ihn.

Für ihn stand schon länger fest: Sie war ohne Leidenschaft, ohne Feuer; und nur wenn sie unbedingt etwas wollte, konnte sie aktiv, sogar sehr aktiv werden. Sonst war sie bestenfalls ein Häufchen Glut, das er unzählige Male vergeblich, versuchte zu entfachen. Lydia kam ihm manchmal sogar eher wie ein unerfahrener Teenager vor, gefangen in einem viel zu reifen, erotischen Körper. Seiner Meinung nach richteten Menschen wie sie ihr Augenmerk viel zu sehr auf Äußerlichkeiten. Sie mutierten dadurch zu einer Art Kunstwesen, das von der Umwelt entsprechend oberflächlich wahrgenommen wurde.

*Ohne Nachfrage, kein Angebot*, dachte er, als er sie weiter liebte und begierig beäugte. *Oder war es doch umgekehrt?* Das passte sehr viel besser, spürte er.

Der Mensch - geschaffen für Verführung; und genau das war nur für wenige ein menschlicher Segen. Eher eine Reizüberflutung.

*Das Angebot bestimmte eindeutig die Nachfrage und nicht umgekehrt!* Denn welches Kind würde sich mit Holzbauklötzen zufriedengeben, wenn eine PlayStation in Reichweite war? Und welcher Mann hielt nicht lieber eine scharfe Katze wie Lydia im Arm, anstelle eines braven, schlichten Hausmütterchens?

Er küsste sie ein letztes Mal auf den Hals, ehe er sie losließ und vorauslief. *Wie zähmt man eine Raubkatze, ohne dabei zerkratzt oder gar getötet zu werden?* Smiths Gedanken verflüchtigten sich rasch, und bereits fünf Minuten später betrat er die Lobby des Hotels, in der seine Familie bereits auf ihn wartete.

»Und ... bereit? Wir können gehen. Lydia wartet im Auto.«

»Haben wir überhaupt alle Platz?«, wollte Billy wissen.

»Ich habe extra einen Chrysler Grand Voyager gemietet ... schon vergessen, Bruderherz?«

»Ach so ... ich dachte, der war von deiner Arbeit«, erwiderte Billy etwas kleinlaut.

Der Wagen stand nur wenige Meter vom Eingang entfernt. Lydia drehte ihren Kopf nur leicht zur Seite und erwiderte die herzlichen Begrüßungen mit einem kühlen, aufgesetzten Lächeln und einem müden »hallo zusammen.«

Susan blickte nach oben und verzog die Mundwinkel, worauf Billy sie mit dem Ellenbogen leicht in die Seite stieß und ihr ins Ohr flüsterte: »Psst, hör auf. Du weißt doch, wie sie ist.«

»Ja!«, tuschelte Susan zurück. »Aber ich finde sie unverschämt. Wir haben ihr nichts getan.«

Seine Mutter versuchte wie üblich die Stimmung aufzuheitern. »Wo führst du uns hungrige Meute hin? Hoffentlich gibt's noch genügend freie Plätze und einen vollen Kühlschrank, sonst wird Grandpa wieder ungemütlich.«

»Das kannst du aber laut sagen«, bekräftigte der Benannte. »Das Essen im Flugzeug hat gerade für unser kleines Hühnchen gereicht. Stimmt's meine Kleine?«

»Ich bin kein Hühnchen, Grandpa«, wehrte sich Lisa energisch.

Grandma Mary nahm ihre Hand. »Nein, natürlich nicht, mein kleiner Schatz. Musst du sie denn immer ärgern, du altes Kamel.«

Lisa kicherte los.

»Wir fahren zum italienischen Restaurant *Pane e vino* in West Hollywood«, sagte Smith. »Lydia und ich waren schon öfter dort ... Lasst euch überraschen.«

Smith bog wenig später auf den Beverly Blvd. und parkte ein paar hundert Meter weiter auf dem Seitenstreifen, Nahe des Eingangs. »Alles aussteigen, Endstation«, sagte er und stieg als Erster aus.

Er lief voraus und hielt den anderen die verzierte Glastür auf.

Der Kellner erkannte ihn sofort. »Ciao Bello! Wie geht's dir?«, rief er.

»Ciao Mario ... Alles okay. Und bei Dir?«

»Tutto a posto ... Hallo Lydia ... Und das ist also deine Familie. Herzlich willkommen alle zusammen.« Mario machte eine leicht übertriebene Verbeugung, die jeder auf seine Art erwiderte.

Er führte die Gruppe an den reservierten Tisch und forderte sie freundlich auf Platz zu nehmen. Alles war weihnachtlich dekoriert und eingedeckt. Sogar an einen Kinderstuhl für Lisa war gedacht.

Mario zündete die Kerzen an und übergab die Speisekarten. »Was wünschen die Herrschaften zu trinken?«, fragt er.

Lisa rief wie aus der Pistole geschossen: »Ich möchte Cola!«

Susan blickte ernst und sagte: »Du weißt aber genau, nur Kinder-Cola«

»Ja, ja, Mami, ich weiß.«

»Für die Erwachsenen bitte Mineralwasser, und zur Feier des Tages einen Brunello di Montalcino«, sagte Smith. »Das trinkt ihr doch alle?« Er blickte in die Runde.

James und Billy bejahten fast gleichzeitig, obwohl sie den ausgezeichneten toskanischen Wein nicht kannten.

»Wird sofort erledigt, Anthony«, sagte Mario lächelnd. »Davor bekommen sie ein Aperitif aufs Haus.«

Wenig später nippten sie bereits an den Gläsern.

Smith bat mit einem beherzten Aufruf darum, bei den Bestellungen in die Vollen zu gehen.

Mario kam kurz darauf zurück.

»Okay. Dann mache ich mal den Anfang«, sagte Susan. »Eine kleine Salami-Pizza mit viel Käse für unsere kleine Prinzessin ... einmal Lasagne *Gratinate* für mich, und für meinen Mann Spaghetti *alla Vongole* ... und bitte noch zwei kleine gemischte Salate.«

»Sehr wohl, die Dame.« Mario notierte seine persönlichen Codes und blickte wieder auf.

»Für meine Frau und mich bringen sie bitte ...«, James las angestrengt von der Karte. »Tortelloni *di ... Magro al burro ... bru...ciato*.«

Mario wiederholte lächelnd und in perfekter Aussprache. »Eine sehr gute Wahl, mein Herr.«

»Für mich bitte eine etwas größere Portion, dazu einmal Tomate mit Mozzarella«, fügte James hinzu und rieb sich voller Vorfreude die Hände.

»Sehr gerne, der Herr ... Und was darf ich für dich bringen, Lydia?«

»Nur einen mittleren grünen Salat mit Thunfisch und Ziegenkäse. Ohne Eier und wenig Zwiebeln!«, sagte sie und warf Susan einen kurzen, aber unmissverständlichen Blick zu.

Susans Körper war eher weiblich gerundet, was sie selbst nicht wirklich störte – und ihren deutlich übergewichtigeren Mann erst recht nicht, ganz im Gegenteil: Er liebte jedes Gramm an ihr.

»Gerne, du wirst zufrieden sein, Lydia. Und was darf ich für dich bringen, amico?« Er schaute Smith an.

»Okay. Für mich bitte Spaghetti *all'arrabiata*, extrascharf, mit einem kleinen grünen Salat. Als Vorspeise bitte eine Portion Antipasti und gebackenes Knoblauchbrot.«

»Eine super Idee«, rief Billy. »Für mich bitte auch.«

»Ich werde für alle etwas feines zusammenstellen lassen«, sagte Mario mit italienischen Akzent. Er gestikuliert dabei in typisch südländischer Manier. »Verschiedene Schinken, Salami und Käse ... dazu marinierte Gemüsesorten nach Art des Hauses. Ist das in Ordnung.«

Mario verschwand hinter der Theke.

James hob sein Weinglas und plapperte los. Seine Augen wanderten dabei hin und her, blieben dann aber auf Smith und Lydia haften.

»Also, ihr beiden. Wir wünschen euch alles Gute und Gesundheit ... Anthony, wir sind stolz auf dich und deine Arbeit. Ich bin sehr froh, dass dir die hohe Belastung nicht jegliche Lebensfreude genommen hat. Und ...« Er machte eine kleine Pause und visierte dann nur noch Lydia an. Mary ahnte die folgenden Worte, konnte sie nicht mehr verhindern. »... wenn ihr mir und Mum bald auch einen süßen Enkel schenken würdet, wären wir alle wunschlos glücklich, nicht wahr Mutti?«

»Ja, schon«, antwortete Mary mit strengem Blick. »Aber das ist ganz und gar die Entscheidung von den beiden ... Und nenn mich nicht Mum!«

»Genau Dad, lass es bitte«, sagte Smith. »Wir haben doch schon mehrmals darüber geredet, dass wir noch warten möchten.« Er hatte sich mit einbezogen, nur um Lydia Rückendeckung zu geben.

»Ganz Genau!«, bekräftigte Lydia mit geringschätzigem Blick.

Mary versuchte gleich wieder zu schlichten. »Lasst uns einfach friedlich zusammen anstoßen und uns ein paar schöne Stunden und Feiertage genießen. Wer weiß, wie lange wir uns danach nicht mehr sehen werden«.

»Hoffentlich nicht so lange wie zuletzt«, bestätigte Susan. »Das war schon eine kleine Ewigkeit.« Dann erhob auch sie ihr Glas.

Damit war James Rede endgültig abgewürgt.

Lisa hielt ihre Cola fest umklammert und stieß nacheinander völlig unbeschwert und mit lautem Geklirre gegen die Weingläser, so dass diese Gefahr liefen zu zerspringen. Die Stimmung wurde schlagartig wieder entspannter. Man plauderte über das Wetter, über Sport, Musik, Gott und die Welt, und über vergangene Zeiten.

Endlich kam das fantastisch duftende Essen; die Begeisterung war entsprechend.

»Verdammt ist das heiß.« Billy fasste sich an den schmerzverzerrten Mund. »Hab mir die Zunge verbrannt, so ein Mist.«

»Mach doch langsam. Hast du wieder Angst, dass dir jemand was wegnimmt?«, sagte Susan kopfschüttelnd und spöttisch lächelnd. »So verhungert siehst du auch wieder nicht aus, oder?«

»Ein Laster darf der Mensch doch haben«, beschwerte sich Billy kleinlaut.

»Was für ein Laster, Daddy?«, fragte Lisa mit riesigen Augen. »Wir haben doch ein Auto?«

»Ja natürlich, mein Spatz. Daddy meint mit Laster keinen richtigen Lastwagen.«

»Manche Wörter haben mehrere Bedeutungen, Kleines«, sagte Susan und strich Lisa sanft übers Haar.

Diese gab sich jedoch nicht zufrieden damit. »Was hat Daddy dann gemeint, Mami?«

»Hmmm ... Wie soll ich dir das erklären?« Susan musste tatsächlich überlegen.

Lydia schaute hämisch und fühlte sich gedanklich darin bestätigt, kein Kind zu wollen. *Tausend nervige Fragen, diese kleinen Biester und keine Zeit mehr für sich.*

Susan hatte es bemerkt, ließ sich aber nicht davon beirren. »Jetzt iss mal erst, mein Schatz. Ich erklär es dir später.« Am liebsten hätte sie Lydia gezeigt, wofür eine spitze Gabel sonst noch zu gebrauchen war, doch anstelle dessen warf sie ihr einen kurzen, vernichtenden Blick zu. *Verwöhnte, eingebildete Tussi!*

»Und?«, fragte Smith. »Habe ich euch zu viel versprochen? Schmeckt doch echt super, oder?«

»Ja! Du weißt doch, dass ich die italienische Küche am meisten liebe«, offenbarte sich Mary.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand dieses leckere Zeug nicht mag«, fügte Susan hinzu, während Lisa genüsslich auf einem knusprigen Stück Pizzateig herumkaute.

»Doch ... es gibt welche«, witzelte Billy mit halbvollem Mund.  
»Kannibalen!«

»Du wieder ... Aber vielleicht essen die dafür gerne Italiener!«,  
konterte Susan.

»Ich kann's nicht fassen.« Billy blickte gespielt resigniert, dann drückte er Susan lächelnd einen dicken Kuss auf die Wange. »Ich hab so ein kluges Frauchen.«

»Gegen sie hast du keine Chance, Billy«, sagte sein Bruder.

Die Lacher waren auf Susans Seite, doch bei Lydia war es vielmehr Spott. *Fettes, einfältiges Arschloch*, dachte sie und stocherte weiter genervt in ihrem Salat herum.

»Suchst du irgendwelche Insekten, Lydia?«, stupfte James »Die sind alle in meinem Tomatensalat gelandet, aber ich kann dir welche abgeben, wenn du möchtest.«

»Ha, Ha. Ich lach mich tot.« Lydia zog eine Grimasse.

Gerade in dem Moment, als sie dem noch etwas hinzufügen wollte, klingelte Smiths Mobiltelefon. Captain Barnes.

»Nicht abheben, Anthony, du hast jetzt wirklich ein paar freie Stunden mit uns verdient«, sagte seine Mutter und winkte ab.

»Ich muss leider.« Er nahm das Gespräch entgegen und meldete sich so kühl er konnte. »Detective Smith.«

»Wo stecken Sie Smith?«, schallte aus dem Telefon.

»Abendessen mit meiner Familie.«

»Ich habe nicht gefragt mit wem, sondern wo!«

*Der ist schlimmer als die Pest*, dachte Smith.

»Ich brauche Sie heute noch einmal zur Lagebesprechung in meinem Büro«, befahl Barnes weiter.

»Reicht das nicht auch noch morgen, ich ...«

»Keine Widerrede Smith ... Die Sache ist wichtiger. Der Mistkerl von Bürgermeister und die Presse haben uns eh schon im Visier. Außerdem ist bald Jahresende, ist wegen der Statistiken, Sie wissen schon.«

Am liebsten hätte Smith ihn durchs Telefon gezogen,

»In spätestens einer Stunde sehe ich Ihren Arsch in meinem Büro. Cooper wird Sie abholen, wo also stecken Sie?«

Smith gab ihm widerwillig die Adresse.

»Schön, schön, bis gleich ... Und schöne Grüße an die Familie«, sagte Barnes und knallte den Hörer auf.

*Mieses Arschloch*, dachte Smith, murmelte aber stattdessen »Mistkerl« und warf das Telefon auf den Tisch zurück.

»Was ist ein Mistkerl, Onkel?«, fragte Lisa.

»Nichts Lisachen, hab mich nur verplappert.«

»Ach so!« Lisa schluckte die Ausrede.

»Manchmal hab ich die Sache wirklich satt«, beschwerte sich Smith. »Es tut mir leid, aber ich muss noch mal auf Achse. Mein Kollege holt mich ab. Ihr könnt ja noch bleiben.« Er kramte den Autoschlüssel aus der Hosentasche und hielt ihn Billy hin. »Hier!«

»Kein Problem, Bruderherz.«

Mary verschaffte sich Luft. »Nicht mal an Weihnachten hören die auf mit den Gaunereien. Es ist wirklich schrecklich in unserem Land. Und das hier in der Stadt der Engel.«

»Die Engel sind längst gefallen, Mum«, antwortete Smith.

»Wie schaffst du das bloß, Anthony?«, wollte Billy wissen.

»Ich versuche, mein Bestes zu tun. Für ein Stück Gerechtigkeit zu sorgen«, erwiderte er. *Gerechtigkeit!* Er lächelte gequält.

Einen Moment lang herrschte Stille.

»Ich hab gelesen, dass in den USA mehr Menschen durch Schusswaffen umkommen als im Straßenverkehr«, warf James in die Runde.

»Ja. Das gilt auch für L.A. ... Und meistens sind es Opfer von Bandenkriegen«, bestätigte Smith. »Könnt ihr euch vorstellen, dass wir laut LAPD-Statistik über 250 aktive Gangs mit geschätzten 26000 Mitgliedern in L.A. County zählen, wobei die Dunkelziffer sicherlich höher ist.«

»Tatsächlich!« Nicht nur Billy konnte es nicht glauben. »Und wie viele seid ihr?«

Alle hörten interessiert zu, bis auf Lydia, die an ihren Fingernägeln herumäugte, und Lisa, die bereits eine zweite Serviette faltete.

»Wir sind um die 10000. Dazu kommen circa 3000 Privatschutzleute.« Smith plauderte, als hielte er einen seiner Dienstvorträge, die er gelegentlich vor Schulklassen abhielt. Die Sache war absolut freiwillig und ergab seiner Meinung nach nicht nur Sinn, sondern machte auch sehr viel Spaß.

»Das ist ja wie im Krieg«, sagte Mary.

»Kann man wohl sagen, Mum ... Deshalb sind auch die Gefängnisse von L.A. mit über 25000 Inhaftierten bis zum Bersten voll.«

Seine weiteren Ausführungen waren nicht Bestandteil offizieller Vorträge. »Aber das allerletzte sind die korrupten Polizisten. Die finde ich tausendmal schlimmer als die armen Teufel aus den zerrütteten, finanziell schwachen Familien des Gangmilieus ... Ich nehme die nicht in den Schutz. Ihr wisst schon, was ich meine.«

Kurz darauf stolzierte Cooper herein. Er blickte sich um. Smith hob die Hand.

Cooper, der sich absolut nichts aus Familienleben machte, hatte offensichtlich keine Skrupel, die gesellige Runde aufzulösen. »Guten Abend, ich bin Lieutenant Cooper. Sein Vorgesetzter. Wir haben heute Abend leider noch eine wichtige Mission zu erfüllen.«

Dass er dies alles, wohl nur um den großen Zampano zu spielen, in charmanter Weise sagte, machte die Sache für Smith auch nicht besser.

Cooper blickte flüchtig zu Lydia, die rehäßig erwiderte, und sagte dann zu Smith. »Sind Sie fertig?«

In Smiths Ohren klang es zu sehr nach Befehl, und das passte ihm in diesem Moment noch tausendfach weniger als sonst. Sein Tonfall war entsprechend. »Ja, sieht so aus!« Er war kurz davor noch einen draufzusetzen, riss sich dann aber zusammen und trank stattdessen provokativ einen kräftigen Schluck Wein. Er stellte das halbvolle Glas demonstrativ mitten auf seinen gleichfalls noch nicht ganz leeren Essteller, dann erhob er sich und sagte mit ironischem Tonfall: »Okay! Wir sehen uns dann ja morgen Früh.« Anschließend lief er um den Tisch, beugte sich zu Lisa herab und küsste sie auf die Stirn. »Träum süß, meine Kleine ... Morgen spielen wir was zusammen. Okay?« Lisa nickte, »Auh ja!«

Smith stupste sie noch auf die zierliche Nase und wandte sich dann den anderen zu. »Das mit dem Essen ist bereits geregelt.« Er küsste noch seine Mutter und Lydia, die halbherzig erwiderte. »Also, bis bald.«

Cooper setzte sein bestes Gesicht auf und verabschiedete sich ebenfalls.

Sie gingen zum Ausgang. Smith bedankte sich noch bei Mario und wünschte ihm frohe Weihnachten und alles Gute fürs neue Jahr. Dann erinnerte er ihn nochmals daran, die Rechnung auf ihn und nur auf ihn auszustellen. Anschließend verschwand er mit Cooper ins Dunkel der Nacht.

Im Präsidium herrschte das übliche Treiben: Schräge Typen und leicht bekleidete Damen in Handschellen beschimpften sich untereinander und die Beamten aufs Übelste. Letztere reagierten in der Öffentlichkeit kaum auf die Provokationen ihrer Beute, doch es bedurfte nicht allzu viel Vorstellungskraft darüber, was hinter verschlossenen Türen abgehen mochte – und das trotz der strengen Vorschriften im Umgang mit Gefangenen und Verdächtigen.

Barnes, Cooper und Smith besprachen das weitere Vorgehen. Letzterer kochte innerlich. Dieser zehnminütige Bullshit hätte definitiv bis zum nächsten Morgen Zeit gehabt. Kein Wunder, dass seine Berufsgruppe mit die höchste Scheidungsquote hatte, dachte er. Wenn der Abend nun schon versaut war, wollte er auch etwas Sinnvolles tun. In seinem Bürostuhl gelehnt stellte er sich erneut Tathergang und mögliche Motive vor.

*Irgendwie mysteriös*, war sein letzter Gedanke, bevor er zum Telefon griff und die Nummer eines Freundes wählte. Er arbeitete in der für den toten Freeman zuständigen gerichtsmedizinischen Abteilung und hatte wie erhofft Dienst. Smith machte sich gleich auf den Weg.

Ermittelnden Polizisten war es unter anderem gestattet, den Tatort und die Gerichtsmedizin aufzusuchen. Smith betrat etwas später den Gebäudekomplex. Die Pathologie war passenderweise in einem der unteren Geschosse untergebracht. Smith empfand es dort nachts besonders gespenstisch und kalt.

Nach kurzem Smalltalk, der nichts Neues über Todesursache und -zeitpunkt ergab, machte Smith noch Digitalfotos von den Handschellen.

Sein nächstes Ziel war der Sunset Strip; den Teil des Sunset Blvd., auf dem sich besonders nachts allerlei Gesindel aufhielt, um ihren zwielichtigen Geschäften nachzugehen. Dazwischen irrten jede Menge nichts ahnende Touristen umher, auf der vergeblichen Suche nach Stars oder wenigstens etwas von deren Glamour.

Smith parkte in der erstbesten Lücke, die sich ihm bot. Die restlichen etwa zwei- bis dreihundert Meter legte er zu Fuß zurück. Vom penetranten Duft – es war ein Gemisch aus unzähligen Parfums, dem Schweiß der Leute und wer weiß was sonst noch – umweht beobachtete Smith am Rande wie ein paar Bordsteinschwalben, obwohl unter strenger Strafe verboten, mit geübtem Geschick zu ihren Freiern fanden.

Es lag insgesamt eine undefinierbare Atmosphäre in diesem Straßenabschnitt. Sie war eine Art Verbindung aus hiesiger und einer anderen Welt. Die besondere Anziehung sah Smith darin, den unerlaubten und deshalb unterdrückten Trieben freien Lauf zu lassen, um sich ihnen zu ergeben, oder wenigstens das Gefühl zu haben, es jederzeit tun zu können, wenn man es wollte, um so wenigstens als stiller Beobachter teilzuhaben, an den Verfehlungen anderer – was unzweifelhaft auch eine unschädliche Möglichkeit war, der eigenen dunklen Seite zu begegnen, sollte diese existieren.

Smith betrat einen heruntergekommenen Sexshop.

Eine beachtliche Menge Zeitschriften und Sexspielzeuge lagen kreuz und quer in den Regalen verteilt. Manches hing sogar von der Decke herab. Zwei Kunden, eine Mann und eine Frau, durchstöberten begierig ausliegende Reizwäsche.

Smith lief zielstrebig auf die Gestalt hinter der Theke zu, die rücklings zu ihm in einem der Regale hantierte.

»Hi Franky, wie geht's?«, sagte Smith.

Der Angesprochene zuckte zusammen und drehte sich um. »Wow, wow, Scheiße! Was willst du hier? Ich hab nichts am Laufen«, beteuerte der mit Tattoos und Piercings übersäte, schlecht rasierte Typ.

»Ruhig Blut, Franky. Du hast immer was am Laufen, aber deswegen bin ich nicht hier.« Smith zog den Speicherstick der Kamera aus seiner Hosentasche und klopfte damit sachte auf den Flatscreen. »Lies den mal ein.«

Franky schaute verwundert, gehorchte aber. Smith drehte das Bild etwas weiter zu sich. Sekunden später öffnete sich ein Fenster.

»Jetzt die Fotos öffnen«, forderte Smith.

Frankie tat es. Schon beim Ersten weiteten sich seine Pupillen. »Cool. Wo gibt's die?«

Smith wechselte ohne Umschweife in die Einschüchterungstaktik. »Hey Mann, verarsch mich nicht, sonst kannst du Ärger haben ... Du kennst dich doch in der Szene aus, oder nicht?«

»Ja, bleib locker Mann.« Franky studierte die drei hoch aufgelösten Fotos der Reihe nach und überlegte sichtlich angestrengt. »Solche geilen Dinger hab ich noch nie gesehen. Ehrlich! Die gibt's auf jeden Fall nicht von der Stange, sind definitiv eine Sonderanfertigung ... Von mir sind sie jedenfalls nicht. Ich schwör's!«

»Schon gut, ich glaub's dir.«

Smith tat es tatsächlich. Er hatte Franky vor Jahren mal wegen einer eher harmlosen Wiederholungstat verschont und ihn deshalb gewissermaßen in der Hand. Die Vorgehensweise war Gang und Gebe bei der Polizei – sie war schließlich auf Informanten angewiesen.

Smith gab ihm noch einmal mahnend zu verstehen, dass er sich sofort melden solle, wenn ihm etwas dazu einfalle. Dann verließ er den Laden.

Es war bereits nach Mitternacht, als er den Wagen Heimwärts lenkte. Er war todmüde, sein Schädel brummte, und von den grellen Lichtern entgegenkommender Fahrzeuge taten ihm die Augen weh.

Etwas später betrat er leise und gespensterbleich seine Wohnung. Er wollte Lydia keinesfalls wecken. Er hatte dies noch nie getan, auch wenn ihm des Öfteren danach gewesen war, nur um mit ihr zu reden.

Smith entledigte sich seiner Oberkleider. Weiter im Dunkeln tappte er vom Flur in die Küche, öffnete den Kühlschrank und holte eine kleine Flasche Milch heraus. Dann ließ er sich erschöpft auf einen Küchenstuhl nieder. Mit schlaff herunterhängenden Schultern und nach vorne gesenktem Kopf saß er regungslos da. Sein leerer Blick verlor sich an der

Milchflasche, die vom schummrigen Licht der durchs Fenster einfallenden Straßenbeleuchtung schwach umhüllt wurde. Er trank mehrmals. Irgendwann nickte er ein.

Nach einer Weile schreckte er durch seine unbequeme Haltung auf und versuchte sich zu orientieren. Nur mit Mühe raffte er sich auf, torkelte ins Schlafzimmer, zog sich neben dem Bett komplett aus und kroch langsam unter die Bettdecke. Instinktiv aktivierten seine Finger noch den Weckalarm.

Die Müdigkeit bemächtigte sich erneut seiner Gedanken; entzog ihnen durch einen aufkommenden Nebelschleier jegliche Kontrolle und Zusammenhänge. Bald kam der Moment, wo das Bewusstsein ganz einfach ausgeknipst wurde.

Nach einer Weile lichtete sich das Bild, und Smith fand sich in einer Traumwelt wieder.

Ende Kapitel -1- (Leseprobe)